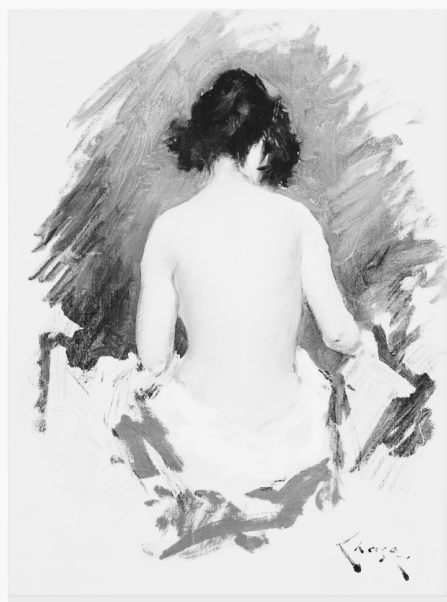


VIA NEGATIVA SERIE

DER KUCKUCK UNTER HERAS GEWAND



ROMAN

BASU WINTER

VERLIERER VERLAG

Basu Winter
Der Kuckuck
unter Heras Gewand
Roman

Der Kuckuck unter Heras Gewand
VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK

© 2025 Verlierer Verlag

Cover-Design: Luan Gabian

VerliererVerlag.com

Kürzlich nahmen sich innerhalb einer Woche zwei Ausländer hier in Bangkok das Leben. Ein Italiener erhängte sich an einer Autobrücke, ein Irländer sprang vom vierten Stock des Flughafengebäudes. Laut Medienberichten war beider Motiv finanzieller Ruin. Dabei laufen neun Zehntel der Weltbevölkerung mit leeren Taschen durch die Gegend, und manch einer trällert sogar sein Lieblingslied dabei. Allenfalls mag die Deutung des Geldmangels den Strick gezogen haben. Hab ich nichts, bin ich nichts, das alte Lied. Dafür spräche die europäische Herkunft. Möglicherweise war auch schiere Angst das auslösende Moment, da Geld mit Sicherheit verwechselt wurde, der Wahn, der sedierende Wahn der Habenden, und dann der Entzug, der Angst machte, die irgendwie kanalisiert werden musste. Er könnte auch östlich geprägt gewesen sein, der Abgang, stolz war der Krieger, der einst in die Schlacht zog, gegen wen, gegen was, wer weiß, sicher ist, er hat verloren, um der Ehre willen zahlt der Samurai nun mit dem Leben. Womöglich war Enttäuschung das auslösende Moment, Bitten um Hilfe, die ausgeschlagen wurden, sodass der Begriff Freundschaft sich

gänzlich verlor und auf immer und ewig im All
entschwand. Oder die Liebe, die große Liebe, so
lange ersehnt, in Thailand endlich gefunden,
plötzlich verpufft, als das Geld alle war. Oder das
Phantom eines Gottes, von Kindheit an gepflegt,
obschon, wenn alles glattlief, auf Eis gelegt,
immerhin stets in Treue angebetet, wenn's
Probleme gab, ist plötzlich verpufft und Giovanni
stand allein im Nichts. Es sei denn, die
Geistestätowierung war zu tief imprägniert und
das Phantom blieb und nur der Umgangston
änderte sich: „Von wegen du sorgst für mich, du
Arsch! Vaffanculo! Dir zeig ich's!“

Oder aber es war viel mehr Leichtigkeit im
Spiel, eine spontane Laune aus dem Bauch heraus,
auch für Jimmy selbst überraschend, ein Sprung
ganz ohne Drama, einfach so, gleich nach dem
Einchecken, aus purer Freude an der Freiheit des
Menschenwillens. Oder eine gänzlich unspontane,
eine altbekannte Laune, die Schwermut der
Wahrhaftigkeit, forderte ihr Recht, ein feiner
Geist war es, der es zu Ende gedacht hatte, das
Leben, und für sinnlos befunden, bevor das Auge
des Weisen ihn fand, noch eh er ihn tat, den
rettenden Blick jenseits der Form, die vergeht.
Oder ein Ruf aus dem Jenseits könnte erschallt
sein, eine geliebte Seele, die Hilfe braucht, oder
die Stimme der Heiligkeit, die verkündete, der

Lehrplan sei erfüllt, die Zeit zum Aufbruch endlich gekommen.

Was auch immer – leere Taschen jedenfalls sind kein Motiv, sondern leere Taschen. Klar, ist man volle Taschen gewohnt, ist es zunächst einmal ein Schock, wenn die Hand plötzlich ins Leere greift. Aber bloß aus Gewohnheit, nicht aus Notwendigkeit. Gewohnheit macht den Geist klein, und nur ein gewohnheitsmäßig verkleinerter Geist kann überhaupt schockiert werden.

Jerome zum Beispiel ist ein lebendiger Beweis dieser These. Jerome lebt auf der Straße, in Designerklamotten, mitten in Bangkok. Dabei bewohnte er noch vor einem halben Jahr ein Penthouse im kalifornischen Malibu Beach, gleich an der Strandpromenade – und jetzt schläft er in Korbstühlen von irgendwelchen Bangkoker Straßencafés. Aber erst gegen Morgen, da er ansonsten Gefahr läuft, von patrouillierenden Polizisten in Gewahrsam genommen zu werden, was, wie Jerome bereits erfahren musste, in einem Polizeistaat wie Thailand nicht selten in brutalen Erniedrigungen hinter verschlossenen Türen mündet, wenn das Geld fehlt, um sich Schonung zu erkaufen. Land des Lächelns, weil es die Grausamkeit in seine Gefängnisse verlegt. Wer hier landet, in des Saubermannes Schattental, in

Thailands Land der Tränen, dessen Name wird geschändet, dessen Würde wird getötet, dessen Welt wird nie mehr sein, was sie auch immer war.

Und deshalb schläft Jerome nicht im Park auf der Wiese, sondern in Korbstühlen, aber nur, wenn keine betrunkene Touristin willig ist, ihn mit ins Bett zu nehmen – was ab und an der Fall ist, denn Jerome ist ein Frauentyp, witzig, charmant, attraktiv, sein Gesicht, wie soll ich es beschreiben, wie kommt es, dass ich jedes Mal die Sprache verliere, wenn es darum geht, Gesichter zu beschreiben, und noch nie mir ein Gesicht habe vorstellen können, das ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, sondern nur aus Worten kenne, sogar Dostojewskis Gruschenka blieb gesichtslos in meiner Phantasie, bis Maria Schell sie schließlich erlöste, Jerome ist Will Smith nicht unähnlich, sagen wir in Anbetracht meiner Unfähigkeit, Gesichter in Sprache zu übersetzen und Sprache in Gesichter, es gibt ganz sicher einen Namen für diese Störung, am Hirn wird es liegen, Will Smith in Karibisch und weniger glatt, denn wenn Jerome die Sonnenbrille abnimmt, dann blickt man in Augen, die älter sind als seine siebenundvierzig Lebensjahre, dann blickt man in die Tiefe der Zeit, und manch eine Touristin erschrickt davor. Wieso schreibt der Kerl dann,

mit solch einer Hirnstörung, wird manch einer fragen, vor allem, wenn er Will Smith nicht kennt. Jean-Paul Belmondo? Der in schwarz mit Rastalocken.

Seit drei Monaten schon jedenfalls lebt Jerome so, auf der Straße, meine ich, ohne eine Spur von Panik oder Kummer. Ab und an taucht plötzlich wieder Geld auf, keine Ahnung woher, das dann, unabhängig von der Höhe der Summe, in ein bis zwei Tagen verpulvert wird – gebrauchte Bücher, die er nie lesen wird, in allen möglichen Sprachen, hier ein silbernes Armband, das er bis zum nächsten Morgen verschenkt oder verloren haben wird, dort ein neues Hemd, eine Rasur beim Barbier, ein Abend bei Bier und Livemusik in großer Runde – auch fünfhundert Dollar sind schnell weg, wenn man nicht spart. Und Jerome spart nichts – und wählt auch nichts. Es gibt niemanden, mit dem er nicht plaudern und ein Bier oder zwanzig trinken würde, und irgendjemand findet sich immer, und immer ist es jemand anderes. Es gibt keinen Menschen, den er nicht ansprechen würde zu diesem Zwecke, wenn er, was selten und allenfalls kurzzeitig der Fall ist, allein am Straßenrand sitzt. Es gibt auch keine Frau, die er nicht vögeln, keinen Lady Boy, von dem er sich nicht einen blasen lassen würde. Im Gespräch ist auch nichts von einer

kontrollierenden, irgendeine Art von Ordnung schaffenden Instanz zu spüren, er kommt in Nullkommanichts vom Hölzchen aufs Stöckchen („... Morrison, Marley, Hendrix, they all died young, man! Man, the only time I went to a Buddhist temple, I cried for three hours!“), um im nächsten Moment wieder zusammenhangslose Monologe vor sich hin zu nuscheln oder skandinavischen Schönheiten hinterherzurufen („Excuse me, are you Siamese?“) oder einem deutschen Ehepaar („Excuse me, what am I doing here?“), das mit strengem Blicke richtet, was und was sich nicht gehört,– nur ab und an, wenn er plötzlich in Schweigen verfällt, aus dem heraus ein anderer, ein langsamerer Strom entsteht („We are all one. Each one of us is all. But everyone wants to be one. Not all. Just one. You know?“), dann erahnt man, das da vielleicht doch so etwas existiert wie ein Auge des Sturmes, des Tornados stille weise Mitte. Aber nur ganz kurz, denn auch hierbei bleibt es nicht, alles ist möglich im nächsten Moment und alles willkommen („Excuse me, Lady, do you go, where I go?“).

Giovanni jedenfalls hätte einiges lernen können von Jerome in Sachen Lebenskunst – und auch Mehmet, ‚Turkey‘, wie wir ihn nennen, zumal wir alle sie nicht mehr hören können, seine Lebensgeschichte, mit Leidensmiene erzählt, in

zwei Dönermaschinen mündend, vom Verkauf seines geliebten Bootes in Antalya finanziert, eigens per Bus nach Thailand verfrachtet, per Bussen vielmehr, vom Mittelmeer aus über den Iran, Pakistan und Indien bis hierher, ins Land der verborgenen Tränen – und auf Ko Samui schließlich von seinem besten Freund geklaut. Eine ganz alltägliche Geschichte also, aber Turkey ist es offenbar gewohnt, Freunde zu haben, und zutiefst schockiert („My friend, you know ...“). Darüber hinaus hat er zweifellos das Rechnen vergessen, denn die siebzig Dollar, die er noch übrighat, reichen keinesfalls für die Rückreise in die Türkei, wo er ein geerbtes Grundstück verkaufen und neue Dönermaschinen kaufen will. Auch nicht per Bus, zumal allein die nötigen Visa über die Hälfte des Geldes vertilgen. Seine Familie hat allem Anschein nach kein Geld, und das Gesuch in der türkischen Botschaft vor zwei Tagen, bei dem er über seine Leidensgeschichte hinaus sogar einen Polizeibericht über den Diebstahl vorlegte, hat nichts als Verlust eingebracht, nicht nur materiell aufgrund der Kosten der Busfahrt zur Botschaft, immerhin achtzig Cent hin und zurück, sondern auch in jenem Teil der Geisteswelt, der schockiert werden kann – sein Patriotismus hat einen erheblichen Dämpfer erlitten, um nicht zu sagen, ist auf

Nimmerwiedersehen davongesegelt ins All: „Go fuck off, they said!“

Turkey ist fest entschlossen, seine Staatsbürgerschaft abzugeben und auszuwandern: „Fuck Turkey, man!“

Ich reiche Turkey ein paar Scheine und teile den Rest, den ich noch in meinen Hosentaschen finde, zwischen Jerome und dem Bettler am Straßenrand auf, dessen Plastikbecher immer leer ist, weil er kein verkrüppeltes Bein hat. Mit Mitleid hat es nichts zu tun, ich sage es immer wieder, im Gegenteil. Wenn der alte Thai lacht, dann leuchten seine Augen, dann sehe ich den weisen Narren, der ohne Hoffnung glücklich ist. Das Leuchten ist natürlich tief unter allerlei Dreck und Gestank verborgen, insofern verstehe ich, dass ein Giovanni es nicht sieht. Ich habe es ja lange selber nicht gesehen. 2012 zum Beispiel habe ich meine sieben Sachen gepackt und auf den Untergang der Welt gewartet. Als Covid kam, hörte ich die Glocken abermals läuten und dachte, dass Ende der Menschheit sei gekommen. Ich bin Nihilist und war damals noch grundsätzlich pessimistisch und im Übrigen keineswegs abgeneigt, selber von der Brücke zu springen.

Aber dann habe ich plötzlich angefangen, Kreise zu sehen, wo vorher Linien waren. Und da

siehst du kein Ende mehr. Sprich, die Hoffnung, die mit dem Sprung verbunden ist, löst sich quasi in Luft auf. Oder besser gesagt, sie verlagert sich wieder zurück ins Hier und Jetzt, in diese Welt. Und die Hoffnungslosigkeit hier und jetzt, die ist der Segen. Giovanni hätte das Nichts, in das er zu springen meinte, hier suchen müssen. Die Hindus denken ja auch in Kreisen. Die sprechen von unserem Zeitalter als dem dunkelsten, dem Kail Yuga, sehen es aber als Teil eines größeren Zyklus, dem noch ganz andere Zeitalter angehören, die längst nicht so düster sind. So sehe ich es eben auch. Nur, dass bei mir all das Theater um Zyklen und Kreise ums Nichts kreist.

Hier im Kali Yoga geht's ja im Groben darum, sich die Erde – und einander – Untertan zu machen. Also quasi in Gottes Namen Krieg gegen das Göttliche zu führen. Und da sind die Götter mit im Geschäft. Man muss ja nur den ersten Gesang in Homers Ilias lesen, da weiß man schon, was Sache ist: „Den Priester Chryses zu rächen, dem Agamemnon die Tochter vorenthielt, sendet Apollon den Achaïern eine Pest. Agamemnon zankt mit Achilleus, weil er durch Kalchas die Befreiung der Chryseïs fordern ließ, und nimmt ihm sein Ehrengeschenk, des Brises Tochter. Dem zürnenden Achilleus verspricht Thetis Hilfe. Entsendung der Chryseïs, und Versöhnung

Apollons. Der Thetis gewährt Zeus so lange Sieg für die Troer, bis ihr Sohn Genugtuung erhalte. Unwille der Here gegen Zeus. Hephaistos besänftigt beide.

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus, Ihn, der entbrannt den Achaïern unnennbaren Jammer erregte, Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Äis sendete, aber sie selbst zum Raub darstellte den Hunden, und dem Gefögel umher. So ward Zeus Wille vollendet: Seit dem Tag, als erst durch bitteren Zank sich entzweiten Atreus Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus. Wer hat jene der Götter empört zu feindlichem Hader? Letos Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend, sandte verderbliche Seuche durchs Heer; und es sanken die Völker.“

Das steht natürlich so nicht in den Zeitungen, da ist immer nur von Klimaschutz und Demokratie und neuen Friedensverhandlungen die Rede. Dabei ist es in Wirklichkeit die ganze Zeit lang einfach weiter gegangen mit Homers Ilias. Man müsste ja nur die Namen im Text mit solchen ersetzen, die heute in den Nachrichten auftauchen, dann merkte man's. Tut aber keiner. Zumal keiner mehr durchblickt, wer denn nun die verderbliche Seuche sandte, wie die Völker denn letztlich sinken und was eine tapfere Seele

überhaupt ist. Die Täuschung ist eben die mächtigste Waffe in diesem Krieg. Sie ist sogar so mächtig, dass die Hindus eine Gottheit nach ihr benannt haben: Maya. Mich interessiert das Kali Yuga eigentlich nur noch am Rande. Wahrscheinlich hat es mich auch nie wirklich interessiert, sondern lediglich aus Eigeninteresse beschäftigt. Allenfalls vom Ende her interessiert's mich noch. Klar, wenn die Völker allesamt sinken, dann ist's sowieso vorbei, dann überleben ein paar Tröten in Platos Höhle und es geht wieder bei Adam und Eva los. Mich interessiert, wie der Übergang ohne die große Apokalypse vor sich gehen würde. Da müsste Homer Maya ins Spiel bringen, meine ich: Und die Völker erhoben sich. Hinauf zum Throne starrten sie. Leise, auf dass ihre Götter sie nicht hörten, sprachen sie direkt zur großen Mutter.

„Nicht die Götter haben uns zu Dir gesandt, oh große Mutter. Wir sprechen nicht in ihrem Namen, wie flehen nicht um ihrer Reiche willen. Ihr bitterer Zank geht uns nichts an. Und doch sinken wir, wo sie sich erzürnen, und warten vergebens, dass sie uns erheben. Darum flehen wir, lüfte den Schleier, oh Göttin der Täuschung, denn wir haben genug! Unser Jammer ist groß, unsere Freude verleidet. Wir können nicht mehr. Lüfte den Schleier, oh Göttin der Täuschung,

wenn nicht für die Götter, dann wenigstens für uns! Wir flehen Dich an, geliebte Mutter, lass uns frei!“

„Ihr wolltet den Schleier“, erwidert die Mutter und lacht frei heraus, „genau wie die Götter ihn wollten. Nun wollt ihr, dass ich den Schleier lüfte? Ich kann ihn nicht lüften, ich will ihn nicht lüften, ich widerrufe nicht, was ich Euch geschenkt. Ihr sprecht, als sei das Geschenk eine Last und ein Fluch! Wie könnt Ihr es wagen? Hat Euch Kinder niemand Dankbarkeit gelehrt?“

„Zürne uns nicht, geliebte Mutter“, flüsterten die Völker reumütig und knieten nieder. „Versteh uns doch! Hilf uns doch, dem Jammer zu fliehen!“

„Ihr müsst den Schleier selber lüften! Es war nie ein Geheimnis, es gibt kein Geheimnis, ich sagte es doch, als das Geschenk ich Euch gab. Habt Ihr alles vergessen?“

„Wir wissen es nicht mehr!“, riefen die Völker und erhoben sich abermals. „Wie werden wir frei?“

„Aus euch selbst heraus gebärt ihr das Wie. Aus Eurem Willen heraus, es zu gebären. Euer Wunsch ist seine Saat. Und die Saat geht auf in Eurer Mitte.“

Wo soll die Saat denn aufgehen, in irgendeinem Großraumbüro, per programmierter App? In den

Entsorgten, in den Verrückten muss sie aufgehen. In denen, die den Göttern und Menschen nichts mehr nützen. Denn was noch etwas nützt, das ist gezwungen, zu bleiben, was es ist in seiner Nützlichkeit. Was an der Kette der Zeit liegt und der linearen Welt dient, das kann sich als Kreis nicht schließen. Und genau deshalb gebe ich dem alten thailändischen Bettler jeden Tag ein wenig Geld.

So ist es. Merkwürdig. Wie das Bild, in dem ich stehe oder vielmehr sitze, hier auf der Bordsteinkante der Straße des Königs, mit der Bierflasche in der Hand, hier auf dem Planeten Erde, hier in der Hölle, hier im Himmel. Jerome macht sich gleich auf mit seinem Anteil, um Whiskey zu kaufen, derweil ich Mayuree und ihren neuen Begleiter beobachte gegenüber im Sushiladen. Einst waren wir ein Liebespaar, und heute grüßt sie mich nicht mehr. Und da mein Blick die Hand verfolgt, die unterm Tisch über jenes Bein streicht, das nachts im Schlaf so häufig auf mir lag, weiß ich, dass sie nichtsdestotrotz willkommen sein wird, wenn sie irgendwann wieder vor meiner Türe steht, wie schon einmal, als sie, obwohl sie längst in ein neues Liebesnest gesprungen war, plötzlich dastand nachts um vier, ohne Geldforderungen, aber mit großem Tamtam und einer fulminanten Koksallergie,

Hautausschlag überall und geschwellenem und nässendem Nasenrachenraum, Gott sei Dank war der Kehlkopf nicht betroffen. Drei Tage lang lag sie in meinem Bett, durch kastaniengroße Wattebäusche in beiden Nasenlöchern, die ich regelmäßig zu entsorgen und den Nasengängen entsprechend neu zu formen hatte, gegen jede sexuelle Annäherung vonseiten ihrer Krankenschwester gewappnet. Sie wird willkommen sein, obwohl, nein, weil sie einen anderen vögelt. Merkwürdig, aber so ist es. Ich möchte verraten, verleugnet, ich möchte verlacht sein. Ich möchte unerkannt, ich möchte unverstanden sein.

Nicht etwa, weil ich irgendeinen seelischen Schaden hätte, aufgrund dessen ich in irgendeinem Teufelskreis toxischer Beziehungsmuster gefangen wäre. Ich lebe ja auch nicht mit einem halben Bein auf der Straße, weil ich kein Geld habe, obwohl man das meinen könnte und ich auch jeden in dem Glauben lasse. Klar, Hobbypsychologen würden einen Kontext finden, aus dem heraus es geradezu krankhaft aussehen würde, wie ich mich behandeln lasse. Ich weiß auch, welchen. Sturmklinglein im Morgengrauen, Wortfetzen, die ich im Halbschlaf aufnehme: „Starkregen.....Schrecklicher Unfall.....tot.“

Worte, die erst wieder aus dem Vergessen auftauchen, als ich mich Stunden später an den Frühstückstisch setze und in das versteinerte Gesicht meines Vaters blicke. Ähnlich nebulös ist die Erinnerung an die nächsten Tage und Monate, ein paar Bilderfetzen von der Beerdigung, von Schulferien im Bett mit hohem Fieber, von einem neuen Raum in mir, der sich langsam auftut, in dem ich mich in den Schlaf weine, ein Raum, in dem die Mutter fehlt. Stark hingegen ist die Erinnerung an das Leben, das ich heimlich zu leben beginne in diesem neuen Raum in mir, an meine heimlichen Recherchen zum Unfallort, den ich vielleicht nur deshalb unbedingt sehen will, weil ich es auf keinen Fall darf, an die Dringlichkeit, mit der mein Herz pocht, da ich langsam die Straßen abfahre in beide Richtungen, überall im Umkreis, an die Schärfe der Aufmerksamkeit, mit der meine Augen den Straßenrand nach Spuren eines Unfalls absuchen selbst dann, wenn ich kaum etwas sehe, weil es schon fast dunkel ist.

Fündig werde ich schließlich im Haus der Tante: ein ausgeschnittener Zeitungsartikel, ein schwarz-weißes Foto, ich erkenne Mamas neuen Wagen sofort. Und ich kenne auch den Werbacher Ring, ich bin ihn schon entlangefahren, nur an den Baum auf dem Foto, an den kann ich mich

nicht erinnern.

Jeden Mittag nach der Schule fahre ich den großen Umweg, werfe mein Rad ins Gebüsch und setze mich unter die alte Eiche. Besser gesagt, ich arbeite. In der Hocke, sonst sehe ich die Glassplitter gar nicht, so winzig sind sie. Größere finde ich kaum noch, selbst dann nicht, wenn ich den Finger so tief in die Erde bohre, dass die ganze Hand darin verschwindet. Die größeren Splitter liegen alle schon feingesäubert auf dem Haufen, aus dem sich Mama nicht wieder zusammensetzen wird, das weiß ich. Ich weiß, dass meine Arbeit nutzlos ist. Aber sie will getan sein. Und ich will hier sein. Nicht etwa, weil ich hier bei Mama wäre. Sondern, weil ich hier den passenden Ort zu dem neuen Raum in mir gefunden habe – weil ich hier allein sein kann.

Wenn ich mich von der Hobbypsychologie hin zu einem tieferen Verständnis der Psyche des Menschen bewegt hätte, würde ich nach meinem Vater fragen. Warum er meint, dass ich den Unfallort nicht sehen darf, zum Beispiel. Warum er nicht weint auf der Beerdigung, warum er überhaupt nie weint. Warum er noch strenger wird nach Mamas Tod. Warum er mich nie in den Arm nimmt.

Und wenn ich über die Psyche hinaus noch die Seele im Blick hätte und das ganze Bild zu sehen

suchte, dann würde ich nach Ker, der Göttin des Schicksals, fragen. Und klar erkennen, wie sie es fügt, dass meine Mutter sich doch wieder zusammensetzt aus den Splittern und aufersteht aus ihrem Grab.

Es ist ein ganz normaler Abend ein paar Wochen nach ihrer Beerdigung, ich sitze nach dem Abendbrot neben meinem Vater im Wohnzimmer auf der Couch, er trinkt wie üblich seine Flasche Bier. Es läuft der Film ‚Die Blechtrommel‘. Mamas Tod ist der erste große Riss durch meine Welt. Der kleine Oskar aber initiiert den ersten großen Riss durch mich selbst. Den ersten irreparablen Riss. Ich begreife überhaupt nichts an dem Film, einzelne Sequenzen setzen sich nicht zu einem roten Faden zusammen, sie addieren sich nicht zu einer Geschichte in meinem Kopf, alles bleibt ein wirres Chaos umherfliegender Bilderfetzen. Strand, Meer, Aale im Pferdekopf. Oskars Brausepulver in Marias Hand, in ihrem Bauchnabel, seine Verwegenheit, sein Speichel, den sie mit aufleckt. Oskar im Kleiderschrank, die Mutter auf dem Bett mit ihrem Liebhaber, dessen Hand unter ihrem Rock, ihr verwegenes Stöhnen zu seinem Finger in ihr. Oskars Schreien, bis Uhrengläser und Glühbirnen und Fensterscheiben zerspringen. Die rot-weiße

Blechtrommel. Die Mutter, die plötzlich nur noch Fisch in sich hineinstopft, bis sie stirbt. Die Beerdigung des Vaters, die rot-weiße Trommel, die Oskar mit ins Grab wirft, sein Beschluss, wieder zu wachsen.

Als der Abspann läuft und ich meinen Vater mit Fragen zum Film überhäufe, winkt der nur ab. „Oben im Regal steht das Buch. Ich hab's nicht gelesen. Aber Grass war der Lieblingsautor deiner Mutter.“

Ich verschlinge das Buch noch in derselben Nacht. Der rote Faden wird sichtbar: Der Vater heiratet Maria, doch Oskar glaubt, es sei sein Sohn, den sie gebiert. Vielleicht darum tötet er den Vater. Aber die Mutter. War es Oskars Schuld? War es ein Unfall? Oder wollte Mama sterben?

Vater kann ich nicht fragen. Ich kann niemanden fragen. Nicht einmal mich selbst. Mein Herz beschützt mich davor. Die Kinderseele ist wie die Tierseele, da ist eine Reinheit, an die das Leben nicht heranreicht. Es waren zwar Ralf und Rolf, die beiden Hunde von Amon Göth, die etliche Häftlinge zu Tode bissen – aber es war Göth, dessen Seele dadurch schwarz wurde. Die Tierseele bleibt rein ein Leben lang. Die Menschenseele nicht. Die wachsende Bewusstheit trägt die Seele aus der sprach- und unbewussten

Stille ihrer reinen Ursprünglichkeit langsam hinaus in ihre eigene Eigentlichkeit, in ihr Werden als eigener Name, als eigenes Wort, als singulärer Klang in der ewigen Stille.

Die Aufseherin, die auf Befehl des Lagerkommandanten Häftlinge quält, wird dumpf und dunkel von der Klangfarbe her und schwarz in der Seele, genau wie Göth – Ralf und Rolf aber nicht. Sie tragen nicht die Verantwortung, wo sie Befehlen gehorchen, sie können ja nicht außerhalb der Reinheit ihrer selbst treten. So wenig wie ich, der ich noch gar nicht anfangen kann zu wissen, warum Mama sich das Leben genommen hat, warum ich plötzlich nicht mehr zu der alten Eiche fahre, warum ich von toten Aalen träume, die in meinem Schädel leben, warum ich meine Frühstückssemmel heimlich an die Hunde verteile, warum ich nicht mehr wachsen will.

Das ist ja das Niederträchtige, ja Schwarze an der Geschichte um Oskar und seine rot-weiße Blechtrommel – dass sie Bewusstheit, die längst reif ist zur Schuld und sich auch schuldig macht auf tausende Arten und Weisen, als Kind verkleidet.

Ich lese das Buch nicht einmal, sondern zehnmal. Um der Klarheit wegen, die ich mir davon erhoffe. Bloß ist das Verwirrspiel viel zu

tief, als dass ich es durchschauen könnte. Grass ist ein Hacker im Betriebssystem, Oskars Trommeln die hypnotische Induktion in ein vermeintliches Wunderland, das sich als dunkelster Albtraum entpuppt – aus dem ich nicht mehr herausfinde. Ein technischer Eingriff ist es, der bis in mein kindliches neuronales Netz vordringt und dort eine Störung verursacht, die, da sie unkorrigiert bleibt, das Ganze unterminiert.

Ich bin von dem Virus, den ich nun im System habe, vorerst lahmgelegt. Vielleicht war ich auch längst angesteckt. „Grass war Mamas Lieblingsautor.“ Ihr eigenes System muss tief gestört, ihr Herz muss irre gewesen sein, sie muss ihm gefolgt sein in ihren eigenen Untergang. Es muss dunkel gewesen sein in ihr, schwarz. Mama, die beim Anblick der Aale im Pferdekopf davonrennt und erbricht. Mama mit der Hand von Grass unterm Rock. Mama mit seinen dreckigen Fingern in ihr. Mama, die plötzlich nur noch Aale frisst. Die Aale in ihrem aufgebrochenen Schädel. Im Wrack des neuen Autos unter dem alten Baum.

Und wenn ich über alle Psychologie hinaus bis ans Ende der Welt gereist und dort aus ihr herausgefallen und schließlich wieder an ihrem Anfang angekommen wäre, dann würde ich gar nicht mehr von der Seite des Fluches auf die

Dinge schauen, sondern von der Gnade her, die zu jedem Fluch gehört.

Für die Leute ist diese Sichtweise völlig verrückt. Für die Leute gibt es eine Grenze, und die ist auch ziemlich genau markiert. Und was sich jenseits der Grenze befindet – die toten Aale, die aufgebrochenen Schädel, die tödlichen Unfälle, die Selbstmorde, die Konzentrationslager – das ist der Fluch. Und das ist auch nicht verhandelbar. Die Begriffe würden ja völlig bedeutungslos, wenn es verhandelbar wäre und der Fluch plötzlich auf der Seite des Segens auftauchte oder umgekehrt.

Bei uns Verrückten geschieht aber genau das. Für uns ist die Hölle keine Dimension des Ganzen, sondern bloß ein Raum im Verstand des Menschen. Und nicht einmal dieser Raum ist unserer Sicht der Dinge nach verflucht oder gar ewig verflucht, er ist auch ein Segen. Wir Verrückte sehen ja gar keine Grenzen. Nicht einmal die offensichtlichste aller Unterscheidungen, die zwischen Dunkelheit und Licht nämlich, hat bei uns noch Bestand. Wenn man darüber nachdenkt, macht die Unterscheidung eigentlich auch gar keinen Sinn, schließlich ist es selbst in der dunkelsten Stunde der Nacht nie ganz schwarz, es ist bloß der Übergang von astronomischer zu morgendlicher Dämmerung. Uns Verrückte zieht die dunkelste

Stunde magisch an. Und zwar deshalb, weil hier erst sichtbar wird, dass nicht nur die Sterne und der Tierkreis, sondern selbst die Moleküle in der Atmosphäre leuchten.

Und so interessiert mich die fremde Hand auf Mayurees nacktem Bein drüben im Sushiladen und mein bisschen Herzschmerz dazu wirklich nur am Rande. Ich bin anderswo, ich bin in das Buch in meiner Hand und in die Notizen vor mir auf dem Tisch vertieft, ich bin bei Kafkas Milena im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Bei ihrem Sterben dort auf der Krankenstation nach Jahren in der dunkelsten Millisekunde der dunkelsten Stunde der Nacht. Dort im Stacheldraht hänge ich fest, nicht an der Hand auf Mayurees Bein. „Was mich hier am allermeisten erschreckt“, sagt Corrie ten Boom, eine Überlebende, „das sind die grauenerregenden Geräusche, die man hört: das Schreien der Geschlagenen, das Geräusch der schwingenden Riemen, das Kreischen und heisere Schreien und Schnauzen der bösen Menschen. Alles das macht Ravensbrück zur Hölle.“

Nicht in meiner kleinen Welt, in der ich lechze nach Verrat, bin ich, sondern bei Margarete Buber-Neumann, die ebenfalls überlebt, die darüber schreibt, wie es ist, „wenn aber die täglichen Qualen der Gefangenschaft

auch noch die ständige Angst vor dem Tode einschließen – dann erleidet der Häftling einen so tiefgehenden Schock, dass seine Reaktionen nicht mehr als normal bezeichnet werden können. Die einen werden hemmungslos aggressiv, um ihr Leben zu verteidigen, die anderen kriecherisch und zu jedem Verrat geneigt, und wieder andere resignieren in dumpfer Verzweiflung, in der sie sich weder gegen Krankheit noch Tod zur Wehr setzen“, die erzählt von dem „militärischen Drill, sie hatten keine Minute des Tages und der Nacht für sich allein, alle Verrichtungen geschahen in Gesellschaft von Hunderten von anderen, bei jedem Schritt, mit jedem Wort stießen sie gegen ein anderes unbekanntes, ebenso leidendes Geschöpf“, und von den „Totgeschlagenen, den Verhungerten, und denen, die irrsinnig geworden waren“, von ihrer Begegnung mit Milena im Lager, von einer Freundschaft hinter Stacheldraht, von menschlicher Berührung inmitten der seelenlosen Welt alltäglicher Grausamkeit, von Milenas „von schweren Leiden gezeichnetem Gesicht“, zu ihrer „grauen Gefängnisblässe“, ihren „geschwollenen Händen“, ihrem ständigen Frieren, „das sich auch nachts unter den dünnen Decken nicht erwärmen konnte.“

Und schließlich sehe ich den ersten Stern leuchten, da ich lese, wie Milena „beim

Arbeitsappell über die Lagerstraße marschierte, ich stand am Rande, um ihr zuzunicken. sie erblickte mich, riss das vorschriftsmäßige Kopftuch herunter und winkte über die Köpfe der erstarrten Häftlinge und der verblüfften SS lachend mit dem weißen Tuch.”

Und ich sehe den Tierkreis erstrahlen, als sie „wagten, einander unterzufassen, denn das war in Ravensbrück streng verboten. Wir gingen im Dunkeln auf der Lagerstraße Hand in Hand.”

Und da Margarete auf der Krankenstation des Lagers am Bett ihrer Freundin Milena steht, da sehe ich sogar die Moleküle in der Atmosphäre leuchten: „Die Sterbende liegt in Euphorie. Ihr Gesicht strahlt, die Augen glänzend und dunkelblau, und als ich zu ihr trete, breitet sie die Arme aus, begrüßt mich mit dieser wunderschönen, ihr eigenen Geste. Sie kann nicht mehr sprechen.”

Ich blättere zurück zum Impressum. München, 1963, Wie ist das Buch nach Bangkok gekommen? Und wie hat es Jerome gefunden? Ich habe es mir gleich aus seinem Haufen gefischt, Milena wegen. Genauer gesagt, Milenas Kafka wegen. Der war nämlich ziemlich präsent in Mamas Bücherregal. Ich war damals ja so verloren in meinem inneren Dunkel, dass ich begann, mich mit derselben Akribie an Mamas Büchern abzuarbeiten, mit der

ich die Splitter unter der alten Eiche aufgesammelt hatte. Nur Grass ließ ich fortan links liegen, seine Bücher stellte ich alle außer Sichtweite ins unterste Regal. Im mittigen Regal direkt auf Augenhöhe ordnete ich meine Lieblingsbücher ein, und zwar farblich, von hell nach dunkel. Verständlicherweise war ich damals schwer beeindruckt von Hesses Demian und erstellte eine Liste der „Träger des Kainszeichens“.

Bücher, die ich Abel zuordnete, stellte ich zu Grass in die Reihe. Manche meiner Kain-Bücher las ich zehnmal, bestimmte Passagen daraus sogar hundertmal, so dass ich sie bis heute auswendig weiß. Nie vergessen werde ich zum Beispiel, wie Kafka Milena die Liebe erklärt: „Hat man nicht die Augen, um sich sie auszureißen und das Herz zum gleichen Zweck? Dabei ist es ja nicht so schlimm, das ist Übertreibung und Lüge, alles ist Übertreibung, nur die Sehnsucht ist wahr, die kann man nicht übertreiben. Aber selbst die Wahrheit der Sehnsucht ist nicht so sehr ihre Wahrheit, als vielmehr der Ausdruck der Lüge alles übrigen sonst. Es klingt verdreht, aber es ist so. Auch ist es vielleicht nicht eigentlich Liebe wenn ich sage, daß Du mir das Liebste bist; Liebe ist, daß Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wühle... ”

Nie wieder vergessen habe ich auch die Worte, die Iwan zu seinem Bruder Aljoscha spricht, damals weinte ich immer, wenn ich sie las, weil ich sie so sehr liebte: „Begreifst du, was das ist, wenn ein kleines Wesen, das sich noch nicht Rechenschaft davon geben kann, was ihm geschieht, sich mit den winzigen Fäustchen an die zerschundene Brust schlägt und in Kälte und Dunkelheit, unter blutigen, arglosen, sanften Tränchen zu seinem ‚lieben Gott‘ ruft, er möge es schützen – begreifst du diesen Widersinn, mein Freund und mein Bruder, mein sanftmütiges Mönchlein, begreifst du, was dieser ganze Widersinn soll und wozu er geschaffen ist? Die ganze Welt der Erkenntnis ist diese Kindertränen vor dem ‚lieben Gott‘ nicht wert.“

Oder wie ich jedesmal lachte, wenn ich an der Dorfkirche vorbeifuhr, weil ich Philip Roth im Ohr hatte: „Seine Vorstellung von Gott war die eines allmächtigen Wesens, das nicht aus drei Personen in einer Gottheit bestand, wie im Christentum, sondern aus zwei – einem kranken Wichser und einem bösen Genie.“

Nicht, dass ich nur noch mit Mamas Bücherregal beschäftigt war. Manchmal lieh ich mir auch Pitje Puck oder Fünf Freunde aus der Stadtbibliothek aus. Ich las auch die Comics, die

mein Vater und meine Großeltern mir schenkten. Aber mir war eigentlich klar, dass ich in der Welt nicht mehr zuhause war. Schon damals, noch vor der Pubertät wusste ich, dass ich dorthin gehörte, wo Franz und Fjodor lebten. Und ich war froh, weil ich sah, dass ich dort nicht mit Mama und Oskar alleine war. Sogar die Albträume hörten auf. Dafür begann allmählich der große Wahnsinn. Das große Zwiebelschälen nicht bis zum Kern, sondern, bis von der Zwiebel nichts mehr übrig ist, bis nichts mehr bleibt als das Schälen selbst. Die große Reise durchs Labyrinth der inneren Welt nimmt ja kein Ende. Hinter jeder Welt wartet eine neue, jede Antwort birgt die nächste Frage, jede neue Gewissheit gebiert neue Zweifel, jede Erklärung stiftet neue Verwirrung, jeder neuen Enthüllung wohnt eine neue Täuschung inne. Und heute würde ich sagen, das war kein Fluch, in diese andere Welt zu fallen, sondern ein Segen.

Als ich gerade zahlen will, setzt Yuka sich zu mir an den Tisch. Yuka kenne ich schon Ewigkeiten. Aus Guatemala, wo ich vor sieben, acht Jahren lebte. Aus Antigua, um genau zu sein, der reichsten und schönsten Stadt Guatemalas. Hier residierten einst die spanischen Kolonialherren, und offenbar hatten auch die missionierenden Nonnen und Mönche einiges

übrig für den Ort, an Kirchen mangelt es nicht – oder besser, dem, was von ihnen noch übrig ist – in vielen Gassen finden sich nur noch Ruinen, Folge eines Erdbebens im 16. Jahrhundert, von dem es heißt, es sei die Strafe des Himmels gewesen für das ausschweifende Leben, dem Gottes Diener hier verfallen waren.

Und man kann es sich vorstellen, das ausschweifende Leben, das hier einmal stattgefunden haben soll. Ja, man spürt es förmlich. Sie atmen Ästhetik, die backsteingepflasterten Gassen, die kunstvoll verzierten Häuserfassaden, die begrünten Innenhöfe samt Springbrunnen. So baut eine Stadt, wer das Leben genießen will.

Es ist aber eben nicht das Sommerschloss Ludwig des XIV., der orgiastische Vollrausch bis zum Verrecken, die Gotteslästerung des königlichen Adels hinter bewachten Mauern. Zum Irdischen gesellt sich hier das Geistliche, der Jasmingarten mündet in den Vorhof der Franziskanerkirche, von der Terrasse des hinter hohen Mauern verborgenen einstigen Palastes des jüngsten Sprösslings der spanischen Adelsfamilie Martinez Ramirez überblickt man die bescheidenen Schlafgemächer des Nonnenklosters Santa Maria.

Es ist ein seltsames Paradoxon, in dem man

sich wiederfindet, eine Widersprüchlichkeit, die man am eigenen Leibe erfährt. In aller Andacht angesichts der Schönheit der goldenen Jesusstatue, dem berühmten Wahrzeichen der ältesten Kapelle der Stadt, zieht es direkt in den Lendenbereich, das Gefühl der Anziehung, das man hier empfindet. Mann sitzt vorm Altar mit 'ner Latte. Die Inspiration wandert gewissermaßen vom Geiste aus durchs Herz direkt in die Eier, die man sich leerlutschen lassen möchte von der nächstbesten Ordensschwester.

Woran mag das liegen? Ist es der Atem der sündigen Vergangenheit dieses Ortes, dem man erliegt? Oder ist es die Kraft der mächtigen Vulkane ringsum, unsichtbares Wirken von Naturgewalten, die nicht nur die Erde erbeben lassen, die den Eros des Tieres in uns wecken, dem entsagen muss, was als zivilisierte Welt funktionieren will? Oder ist es die Macht der Götter der alten Mayakultur, die uns befreit zu unserer Ursprünglichkeit, zu unserer wahren Natur, indem sie all das heiligspricht, was die Kirche zur Sünde erklärt?

Jedenfalls möchte man dabei gewesen sein in jenen Tagen, in jenen Jahren. Man wüsste gern, was hier geschehen ist. Die katholische Ordensschwester und der Adlige Don Juan, der kahlrasierte Franziskanermönch in seiner

braunen Kutte und das unbeschwerte Mayamädchen in ihrer kunterbunten Tracht, der Gott des Diesseits und der Gott des Jenseits, hier finden sie einander, hier verschmelzen zwei Mythen zu einem größeren Ganzen.

Meine Welt drehte sich damals um Maria, ein 17jähriges Sinnbild dieses größeren Mythos: Tochter einer reichen Spanierin und des abtrünnigen Sohnes eines Mayapriesters. Zarte Elfenbeinhaut und langes glattes schwarzes Haar, das in der Sonne glänzt. Ein feines, ein adliges Gesicht und große dunkle Augen, die nachts zu strahlen beginnen. Ein Geist, gebildet und klug, europäisch ernst, und ein lateinamerikanisches Herz, warm, zuweilen heiß, und offen nach allen Seiten. Eine hohe Stirn und volle rote Lippen und das unwiderstehliche Lachen der Jugend, Unbeschwertheit, die das Leben liebt. Man wusste, wie jung sie noch war, dass sie sein Albtraum war, diese langbeinige, vollbusige, minderjährige Schönheit. Dass sie der Lockruf des Verbotenen war, das Sinnbild meines Ruins. Maria war der Eros der Unberührbarkeit. Maria selbst war Antigua.

"Lass es, Goldmund!", sagte Narziss, mein einziger Begleiter aus Fleisch und Blut im unendlichen Raum des Hyperbewusstseins, und ich lachte. Schon, weil er mich immer Goldmund

nennt. Und auch, weil es völlig absurd war, mir mit dem moralischen Zeigefinger zu kommen, ich war damals so unsterblich verliebt in das Mädchen wie Aleksej Iwanowitsch in Polina, bevor dieser Idiot sich völlig verzockte. Drei Monate lang widerstand Maria meinen Avancen und schenkte mir nicht mehr als hier und da ein kleines Küsschen.

Als der Damm dann brach, stürzte er gleich vollends ein, und es gab überhaupt kein Halten mehr. Ein gutes Jahr lang vögelten wir mehrmals täglich, immer auf Koks, ziemlich reines Zeug für unter zehn Dollar das Gramm und auf alle erdenklichen Arten und Weisen. Es war ihre jungfräuliche Entdeckungsreise, aber ich war nicht nur ihr Führer, ich war selbst auch wieder siebzehn, ich glühte selbst auch wieder im Feuer jugendlicher Leidenschaft. Und ich bereue nichts.

Die Geschichte mit Yuka hingegen würde ich lieber vergessen. Und sie mit Sicherheit auch. Unsere Körper sprachen überhaupt nicht miteinander. Yuka lag nur da wie ein Brett, ganz gleich, was ich tat, und selbst dann noch, als ich in ihr war. Irgendwann resignierte ich und brachte die Sache nur noch mechanisch zu Ende.

Dabei hatte sie mich ewig warten lassen. Viel länger noch als Maria. Und das Warten macht ja was mit einem, in der Zeit passiert ja viel in der

eigenen virtuellen Welt, Atemberaubendes, Fantastisches, nie Dagewesenes. Es blieb bei dem einen Mal, so enttäuscht waren wir beide. Sie noch mehr, glaube ich, weil sie Eros aus Prinzip nur im Rahmen monogamer Beziehungen Eintritt gewährt. Die stellte ich damals natürlich auch in Aussicht, musste ich ja, wenn ich ihr unter den Rock wollte. Ihre Passivität damals im Bett erklärt sich wahrscheinlich dadurch, dass sie ihrem Körper zu sprechen verbat. Und zwar von ihrer virtuellen Welt her, die ja quasi der Gegenentwurf zu meiner ist. Unter für Hobbypsychologen interessanten Gesichtspunkten. Schätze ich, ich bin ja kein Hobbypsychologe, ich habe keine plausible Erklärung.

Kaum sitzt Yuka, kommt auch Shelley dazu und stellt drei Margaritas auf den Tisch. Wenn Shelley in Jeromes Office auftaucht, kuckt jeder Mann zweimal hin. Französische Mutter, ceylonesischer Vater, in Vancouver aufgewachsen. Auf dem Weg nach Malaysia, wo sie lebt und arbeitet als Menschenrechtlerin in einem Flüchtlingslager, wo sie ihren birmanischen Freund Thiba kennenlernte, der sich auf den letzten freien Stuhl setzt.

Shelley reicht ihm seinen Margarita und die drei stoßen an. Dann reden Shelley und Yuka über irgendeinen Mist, Politik, und Shelleys

Freund schweigt die ganze Zeit lang, aber nicht aus Desinteresse, irgendetwas stimmt nicht, man spürt es, vielleicht hatten sie Streit, aber es passt auch überhaupt nicht von den Proportionen her zwischen den beiden, er ist viel zu klein für sie, über einen Kopf, und sie ist zu schön für ihn, zu bunt und klug und weltgewandt, und er weiß es, daher die Angst, die Eifersucht in seinem Blick, das Lauern auf den anderen, der ihr mehr entspricht.

Ich bin das mit Sicherheit nicht, ich wäre eher der Alm-Öhi in ihrem Märchenland. Aber ein geiler Alter, wenn ich die Beine sehe. Und die Lippen. Ich darf nur nicht zuhören. Was sie erzählt, passt so gar nicht zu meinen Gefühlen. Um es zusammenzufassen, sie will die Welt retten. Und hält es auch für machbar, weil es noch viele andere kompetente Weltenretter gibt, die es auch wollen, und weil man ganz konkret an die Sache rangeht. Sowas hört man jetzt öfter von jungen Menschen. Es ist herzerreißend, gerade wenn sie so schön sind wie Shelley.

Und so klinke ich mich aus und tauche in meine Welt ein, wo Nietzsche auftaucht, der, ohne es selber zu bemerken, singend spricht und in kleines Tänzeln verfällt, wo seine Worte ihm wie Musik in den Ohren klingen: „Wie ein Göttlich-Zerstreuter und In-sich Versenkter, dem

die Glocke eben mit aller Macht ihre zwölf Schläge des Mittags in's Ohr gedröhnt hat, mit einem Male aufwacht und sich fragt „was hat es da eigentlich geschlagen?“ so reiben auch wir uns mitunter hinterdrein die Ohren und fragen, ganz erstaunt, ganz betreten „was haben wir da eigentlich erlebt? Mehr noch: wer sind wir eigentlich?“ und zählen nach, hinterdrein, wie gesagt, alle die zitternden zwölf Glockenschläge unsres Erlebnisses, unsres Lebens, unsres Seins — ach! Und erzählen uns dabei... Wir bleiben uns eben nothwendig fremd, wir verstehn uns nicht, wir müssen uns verwechseln...“

Was ich da lese, will Shelley wissen und nimmt mein Buch vom Tisch, als den beiden offenbar der Gesprächsstoff ausgeht, zumal so gar keine Reibung entsteht, weil die sich nur gegenseitig in ihren Ansichten bestätigen und ergänzen, als sei es eine Ansicht und nicht zwei.

Ein Buch meiner Großtante Margarete Buber-Neumann, erwidere ich und erzähle von der Freundschaft zwischen Milena und ihr und dem letztendlichen Abschied, zu dem die Moleküle in der Atmosphäre leuchteten.

Shelley laufen ein paar Tränen übers Gesicht. Thiba legt ihr die Hand aufs Bein und bestellt vier Cocktails. Ihr Urgroßvater sei Jude gewesen und damals aus Europa nach Kanada geflüchtet,

schrecklich das alles, weint sie. Sie will mehr über meine jüdischen Wurzeln erfahren, und so erzähle ich von der mütterlichen Seite meiner Familie und, als das Gespräch auf meine Kindheit kommt, auch von ihrem Unfalltod.

Als die Kellner beginnen, die Terrasse zu räumen, schlage ich vor, dass wir auf mein Zimmer gehen, ich hätte Koks da, sage ich, gutes Zeug, von Turkey besorgt, und gute Musik. Thiba will nicht, lässt sich aber schließlich doch überreden, und so kaufen wir einige Flaschen Baileys und Rum und gehen in mein Hotel.

Wir ziehen Nasen und tanzen und trinken. Plötzlich ist Thiba weg. Als ich im Bad nachsehe, ist er über der Kloschlüssel hängend eingeschlafen. Er vertrage nicht viel Alkohol, entschuldigt Shelley.

Wir schleppen ihn auf die Couch. Shelley und Yuka machen das Bad sauber. Anschließend geht Yuka duschen, sie wolle sich die Haare waschen, sagt sie, bei ihr im Guesthouse gebe kein heißes Wasser.

Wir stellen die Musik etwas leiser, legen uns aufs Bett und nehmen die nächste Nase. Shelley macht den DJ an meinem Laptop. Sie mag Trance. Ich auch. Wir sprechen eine Weile über elektronische Musik. Von den Anfängen kann sie natürlich nichts wissen, dafür ist sie viel zu jung.

Groß Ahnung hat sie aber sowieso nicht vom Thema.

Yuka kommt im Bademantel aus dem Badezimmer und legt sich mit aufs Bett. Eigentlich ist sie ja ganz mein Fall, ich könnte stundenlang in ihr Gesicht schauen, besonders auf die kleinen Lachfalten, um die die Sommersprossen stehen wie Sterne. Aber so japanisch sie ist, schon von der Eigenart ihrer Weiblichkeit her, die so zierlich, so zerbrechlich wirkt und gleichzeitig so felsenfest und stark, und von den Augen her, die dunkel strahlen, still und wachsam – sie gleicht viel mehr einer mexikanischen Indianerin mit ihren nassen langen, zum Zopf gebundenen schwarzen Haaren, mit ihren Dutzenden kunterbunten Armreifen, mit ihrer Halskette aus violetten Amethyst-Steinen, mit dem Geheimnis, dem Mysterium, das sie umweht, als sei sie selbst ein Stein in ihrer Kette, als sei sie selbst seit Urzeiten hier gewesen, in Millionen von Jahren geformt und gemeißelt zu dem, was sie ist.

Yuka nimmt ihre Nase und erzählt ihre Geschichte, die ich schon kenne. Yuka kommt nicht nur aus Osaka, sie hat es auch an sich, das Wilde, das Eigene der Stadt. Und das Sehnsüchtige der Mutter. Yukas Mutter ist Mandolinenspielerin. „Geh“, hatte sie gesagt, als

Yuka einst aufbrechen wollte, um die Welt zu sehen. Sie selbst hatte Osaka nie verlassen. Was sie besang auf ihrer Mandoline, war das lange Leiden unter einer entbehrungsreichen Kindheit, unter einer entbehrungsreichen Ehe. Es waren Klagelieder einer Frau, die das Mädchen in sich zurückgelassen hatte in jenem harten Gestern, und es nun bereute. Es waren Klagelieder einer Frau, die an der Seite eines Mannes lebte, der ihre Liebe längst aufgezehrt hatte, den sie längst hätte verlassen sollen, den zu verlassen sie nicht vermochte. Es waren Lieder der Sehnsucht danach, sie selbst zu sein.

„Geh“, hatte sie gesagt. Und Yuka ging. Sie ging, um die Lieder ihrer Mutter zu leben. Yuka ging, um die Welt zu ihrer Mandoline zu machen. Sie ging, um die Stimme der Freiheit zu werden, sie selbst zu sein. Und sie nicht zu verkaufen. An keinen Mann. An keinen Luxus. An keine Sicherheit. An keine Welt. Wo Yuka eingeengt wird, da geht sie einfach weiter. Tun, was sie liebt, nämlich Schmuck kreieren in Handarbeit, kann sie überall. Und wo immer sie gerade ist in der Welt, baut sie ihren kleinen Stand auf, setzt sich auf den Boden und beginnt, an der nächsten Kette, am nächsten Armband zu arbeiten. Was sie verkauft, davon lebt sie. Niemals würde sie sich Geld borgen, nicht einmal von der eigenen

Schwester. Wenn ihr Rucksack geklaut wird samt Schmuck, dann geht sie eben zurück auf Los. Fragt irgendwo nach Arbeit für ein Essen. Und schläft unter freiem Himmel. Yuka ist ein seltener Vogel, eine Kriegerin der Freiheit, eine postmoderne Samurai, stolz, keine Rüstung, keine Fahne mehr zu tragen. Ihre Unabhängigkeit ist ihre Würde.

Ihr Feind ist die Grausamkeit der Menschen, die an Grenzen glauben. Ihr Freund ist das Leben. Es zeigt ihr immer einen Ausweg, wo es ausweglos erscheint. Es kämpft an ihrer Front. Deshalb weiß Yuka, dass es ihr eigener Fluss ist, in dem sie dahinfließt, ganz ohne Ziel. Deshalb gibt sie nicht auf, deshalb wählt sie kein bequemerer Leben.

Genau so hat sie es mir auch damals in Antigua erzählt und fast mit den gleichen Worten. Mir wär's zu kitschig als Geschichte, aber gut, ich hab auch nichts übrig für Mandolinen. Und Japan war mir immer zu sauber und ordentlich. Zu kontrolliert vom Menschentypus, von der Gesellschaft her. Ist doch klar, dass man da ausbrechen will. Mir ist Thailand schon viel zu konservativ.

Jeder halbwegs gesunde Mensch will raus, wo immer er auch leben mag, so sehe ich das. Da muss man kein seltener Vogel sein. Andere reisen

ja auch und verkaufen irgendeinen Mist. Für uns Verrückte ist es völlig normal, so zu leben. Aber das meine ich eben, Yukas virtuelle Welt ist der Gegenentwurf zu meiner. Da ist sie ganz etwas ganz besonders. Zu schade wahrscheinlich für jeden Schwanz.

Ich ziehe mit der Kreditkarte drei neue Linien auf dem kleinen Spiegel. Shelley vergießt ein paar Tränen zu Yukas Mutter. Ich ziehe eine Nase und reiche den aufgerollten 1000-Baht-Schein herum. Shelley leckt sich die Fingerkuppe ab, sammelt die weißen Reste vom Spiegel damit auf und reibt sie sich ins untere Zahnfleisch. Yuka will es auch probieren. Shelley tippt mit dem Finger in den Kokshaufen und hält ihn Yuka vor die Nase. Yuka leckt den Finger ab, sie lachen, Yuka wischt Shelley die Tränen aus dem Gesicht. Wenig später liegen sie da und Shelley streichelt Yukas Gesicht. Shelley will sie küssen, Yukas Lippen öffnen sich kaum.

Ich liege hinter Shelley und beobachte, wie ihre Hand den Bademantel zur Seite schiebt und Yukas weiße Haut entblößt. Yuka hält die Hand fest. Ich merke, wie sich Shelleys ganzer Körper anspannt, da sie an Yukas Ohrläppchen knabbert. Jetzt spürt Shelley meinen Körper in ihrem Rücken. Sie dreht sich kurz um, blickt zu ihrem schlafenden Freund herüber und wendet sich

wieder Yuka zu. Es muss natürlich angekleidet gehen und vor allem schnell, ich schiebe nur ihren Slip zur Seite.

Es ist, als würden unsere Körper sich schon Ewigkeiten kennen, absolut harmonisch von den leisen Bewegungen her, synchron bis in den Willen hinein. Es dauert bloß viel zu lange, vom Koks her. Wenn er jetzt aufwacht, bin ich wahrscheinlich tot.



Alles ist wie ausgestorben. Nur ab und zu taucht ein gelbes Taxi auf, bricht die Stille und entschwindet. Ich wandere allein über die Straße des Königs, Die Straße ist vielmehr eine von Bäumen gesäumte Allee. Die breiten Gehwege sind hell beleuchtet von prunkvollen Laternen. Die Fahrbahn: sage und schreibe sechsspurig in beide Richtungen! Keine

Leitplanke trennt die Fahrtrichtungen, sondern ein Blumenbeet. Alle fünfzig Meter prangt ein goldgerahmtes Porträt des Königs.

Ich setze mich wortlos neben eine junge Thailänderin auf die Bordsteinkante. Wie ein Straßenkötter. Sie kümmert's überhaupt nicht. Sitzt man halt zusammen. Alle paar Minuten kramt sie ihr Handy hervor und sucht ihre Taschen ab nach irgendeinem Fetzen Papier, den sie schließlich findet. Dann wählt sie die Nummer auf dem Papier – und jedes Mal ist besetzt. Und sie steckt das Handy wieder weg, ebenso den zerknüllten Papierfetzen, fluchend. Dasselbe Prozedere bestimmt zehn Mal. Und jedes Mal findet sie den Zettel nicht wieder. Schließlich gibt sie's auf. Sitzt da und rührt sich nicht mehr, den Kopf auf die Knie gestützt, Blick ins Leere. So sitzen wir eine ganze Weile lang schweigend nebeneinander auf der Bordsteinkante der Straße des Königs. Als ich aufstehe, um zurück zum Hotel zu gehen, steht sie mit auf und bittet mich, sie mitzunehmen.

Im Zimmer angekommen fällt sie ohne einen Kuss ins Bett und schläft gleich ein. Am Morgen erwache ich früher als sonst. Der Traum ist gar kein Traum: Die Kleine von der Bordsteinkante nuckelt tatsächlich an meinem linken Ei. „Good morning“, sagt sie und lächelt und nuckelt.

Eigentlich ein hübsches Mädchen. Aber nicht mein Typ. Zu vermalt ihr Gesicht, zu rau ihre Stimme, zu laut auch ihr Sexappeal, zu schamlos, zu sehr auf nackte Begierde bedacht. Wir lieben uns. Ich verwöhnte sie, spreche gut zu ihrem Körper, finde die Quellen ihrer höchsten Lust, tue, was ihr gefällt, bin weich und zart und grob und hart, wo sie es will, bis sie vor Wonne schreit. Gleich darauf springt sie aus dem Bett und läuft ins Bad. Während sie noch duscht, gehe ich Frühstück kaufen und eine Zahnbürste für sie und eine weiße Lilie. Als ich zurück bin, essen und trinken und sprechen und lachen wir. Sie müsse jetzt gehen, sagt sie schließlich und: „Give me money!“

„Money?“, frage ich verdutzt.

„You fuck me, give me money!“, schreit sie wütend.

Ob sie für Geld vögle, frage ich, und sie nickt.

Ich habe nicht einmal einen Orgasmus gehabt und sie dafür drei, und ich solle sie bezahlen, lache ich.

„Yes“, sagt sie.

„No“, erwidere ich.

„You fuck me, give me money!“, schreit sie abermals.

Ich atme tief durch. Gut, sage ich und greife zum Portemonnaie und zeige ihr, was ich an

Scheinen habe, 220 Dollar. Sie habe die Wahl, sie könne das Geld nehmen und verschwinden oder aber aufs Geld verzichten und bei mir bleiben, ich würde für sie sorgen.

Sie nimmt das Geld und verschwindet, wortlos und nicht, ohne die Tür hinter sich ins Schloss zu knallen. Am Abend steht sie mit zwei Plastiktüten vor der Tür. „I hate you“, sagt sie zur Begrüßung, und ich bitte sie hinein. Sie kramt die 220 Dollar aus ihrer Tasche, legt sie auf den Tisch und räumt ihre Klamotten in den Schrank. Sie will also bleiben.

Und sie bleibt. Sie will Sushi, sie bekommt Sushi. Sie will tanzen gehen, wir gehen tanzen. Sie will Pool spielen, wir gehen Pool spielen. Sie will über den Nachtmarkt bummeln, wir bummeln über den Nachtmarkt. Sie sieht ein weißes Kleid, das ihr gefällt, ich kaufe es ihr. Und wenn wir nachts um vier endlich im Bett liegen und meine Hand ihr über die Wange oder das Haar streicht, schenkt sie mir einen verächtlichen Blick und rückt ganz an den anderen Rand des Bettes, wo sie dann einschläft, mit dem Rücken zu mir, ohne gute Nacht zu sagen. Doch wenn ich wach werde später in der Nacht oder am nächsten Tag, liegt ihr Kopf auf meiner Brust.

Sie pennt bis zwölf, derweil ich nebenan im Bett arbeite, und wenn sie aufwacht, wendet sie

sich nicht mir, sondern dem Fernseher zu, den sie gleich einschaltet, während ich mich aufmache, um uns Frühstück zu besorgen, meist die Nudelsuppe, die sie am liebsten isst. Nur wenn sie unter der Dusche ist oder Hairconditioner kaufen von meinem Geld, darf ich die Fernbedienung haben und umschalten auf CNN oder Starmovies, ansonsten schaut sie thailändische Seifenopern, bis zu zehn Stunden lang, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

An Gesprächen hat sie keinerlei Interesse, nicht einmal meinen Namen will sie wissen, geschweige denn, woher ich komme oder was ich tue. Auch ich weiß nichts von ihr. Auf Fragen meinerseits stellt sie den Fernseher lauter. Ich bezahle das Zimmer, aber sie hat den Schlüssel, sodass ich mehrmals vor verschlossenen Türen stehe. Auf Zärtlichkeit, auf Sex verzichte ich seit dem ersten Morgen gänzlich. Was sie nicht wissen und nicht wert sind zu wissen, die vielen Blicke, die uns richten, wenn wir durch die Straßen gehen. Verkaufen sie nicht selber ihren Arsch, die Rezeptionistin, die ihn hasst, ihren Job, und mit leeren Augen dasitzt tagein, tagaus, die mich plötzlich nicht mehr grüßt, oder der thailändische Saubermann, der Saubermann aus Furcht vor jenen Blicken, die uns richten, oder manche Mönche, die ihre Kutte in Asketenstolz einlösen,

in jenen Rausch des Glaubens, besser zu sein als der Bruder, die Schwester?

Einmal will sie ins Fußballstadion, sie sei noch nie in einem Stadion gewesen, sagt sie, und ihre Freunde sagten, es sei ein superwichtiges Spiel. Was ja gar nicht sein kann, wichtig und Spiel sind schließlich Gegensätze ohne jede Schnittmenge, da braucht es nicht einmal Zäune, da muss niemand um die Grenze fürchten. Und was „superwichtig“ ist, das kann schon lange kein Spiel mehr gewesen sein und ist es vielleicht auch nie gewesen. Ich stimme trotzdem zu, ich bin selber neugierig, ich bin auch noch nie in einem Stadion gewesen.

Das Spiel hat bereits begonnen. 50.000 Zuschauer starren gebannt aufs Spielfeld. Die Stimmung ist ausgelassen. Angespannt. Teilweise frenetisch. Als sei die Menschheit gar nicht apathisch. Gesänge schallen durchs Stadium und ebbten wieder ab. Hier und da vereinzelte Schreie in gespannte Stille hinein. Plötzlich trommelnder Beifall, der wie auf Kommando gleich wieder vorbei ist. Tausende filmen das Geschehen auf dem Rasen mit ihren Smartphones. Andere sitzen nur da und essen ihren Curryreis. Als seien sie deswegen hier: Abendessen unter Jubelgesängen und Pfiffen. Fast alle tragen das Trikot des Heimatvereins und kennen auch alle Hymnen,

die angesungen und alle Schlachtrufe, die im Chor geschrien werden, und klatschen und singen und schreien mit im Chor, enthusiastisch, geradezu euphorisch.

Dass es nicht wirklich darum gehen kann, ob der Ball nun im Tor landet oder nicht, versteht sich von selbst. Was geht hier vor sich? Wann hat das alles angefangen? In Rom im Kolosseum? Mit der ersten Militärparade? Mit der ersten Krönung eines Papstes, mit dem ersten Pharao, den seine Sklaven durch die Straßen der Stadt trugen? Mit den ersten Verurteilten, die ihr Kreuz an der gaffenden Menge vorbei zum Ort ihrer Kreuzigung schleppten?

Wie ein Ingenieur einen Motor auseinandernimmt, wie ein Forensiker einen Leichnam seziert, wie ein Hyperbewusster sein Ich zerpfückt, so sitze ich neben Mayuree im Stadion und schaue gebannt die Tribünen entlang, während sie jetzt schon gelangweilt und nur noch mit ihrer Tüte Muscheln in Chilisoße beschäftigt ist. Hier ist es erlaubt, hier ist es gewollt, dass es einen nicht mehr auf seinem Sitz hält, man jubelnd die Arme hochreißt oder fassungslos die Hände vors Gesicht schlägt. Das eigentliche Spielfeld ist das Publikum. Das dort unten auf dem Platz, das ist nur das Alibi. Aber nicht das Motiv. Und schon gar nicht das Ereignis, das

verhandelt wird. Pärchen am Standesamt, Gläubige beim Gottesdienst, Soldaten im Gleichschritt, Fans im Stadion – das Wir gebiert sich, das Wir definiert sich. Ob die Hochzeitsglocken läuten, Männer auf einer Wiese hin und wieder herlaufen oder jemand gesteinigt wird, tut sich nicht viel. Hannah Arendts Banalität des Bösen kommt in den Sinn. Ich will gehen. Mayuree springt gleich auf, „Let’s go!“, sagt sie und streckt mir ihre knallrote Zunge entgegen, „Too spicy, I need some ice!“

In der Nacht habe ich einen schrecklichen Albtraum. Wir wollen das Stadion verlassen, finden aber den Ausgang nicht. Schließlich ist Mayuree und zwei Polizisten hinter mir her. Ich laufe Treppen hinauf und Gänge entlang und verstecke mich schließlich in einem kleinen Raum. Der Stadionsprecher hat den Finger auf einem roten Alarmknopf. Ich bitte ihn, den Knopf nicht zu drücken. Er drückt ihn trotzdem. Ich überwältige ihn. Und setze mich ans Mikrofon. „Liebe Fans, dies ist kein Bomben- oder Feueralarm, es ist viel schlimmer. Aufgrund eurer unendlichen Doofheit schlage ich Alarm. Bitte steht jetzt auf, werft eure Trikots und Handys weg und geht nach Hause. Schließt euch dort ein. Versucht, alles rückgängig zu machen. Wieder auf null zu kommen. Zurück auf Los.“

Aber ohne dafür Kohle einzustreichen.“

Ich werde von hinten überwältigt, das Mikrofon ausgestellt. Das gellende Pfeifkonzert geht in Beifallstürme über. Einer der Beamten gibt per Funk eine kurze Lagemeldung, kurz darauf pfeift der Schiedsrichter das Spiel wieder an. Ich sitze in den Stadionkatakomben in Polizeigewahrsam. Die Befragung zieht sich endlos hin.

Erst am Morgen gibt die Staatssicherheit grünes Licht, ein terroristischer Hintergrund scheint ausgeschlossen. Der hinzugerufene Notarzt diagnostiziert eine akute Psychose mit Verdacht auf Schizophrenie und beschließt die Zwangseinweisung. Zwei Beamte fahren mich zur geschlossenen Abteilung des psychiatrischen Universitätsklinikums. Der Oberarzt untersucht meine Augen und vermerkt eine Selbst- und Fremdgefährdung aufgrund extremistischer Wahninhalte. Ich werde ans Bett gefesselt und wache schreiend auf.

Einmal will sie ans Meer, sie sei noch nie am Meer gewesen. Also fahren wir ans Meer. Für mich ist das alte Kloster auf den Klippen der Blickfang am endlosen Sandstrand von Hua-Hin. Fischerboote vor blauem Horizont sieht man schließlich überall! Sie ist anderer Meinung. „From here, from here!“

Kopfschüttelnd blicke ich durch die Linse ihrer Einmalkamera. „Yes, yes!“, ruft sie und lacht in die Kamera, die Mauer des Luxushotels im Hintergrund. Sie könnte durchaus als koreanische Amerikanerin durchgehen, sie hat es im Blut: Schon bindet sie sich die Haare wieder zum Zopf, legt sich bäuchlings auf das große Badetuch mit den 52 Sternen und öffnet den Bikini, damit es keine weißen Ränder gibt. Ich schlendere derweil zum Wasser, Hände in den Taschen meiner Shorts. Fern am Horizont stehen einige wenige Wolken fast auf Augenhöhe. Ab und an durchkreuzt ein Motorboot das Blickfeld, vollbeladen mit Touristen – Shark-Watching nach dem Frühstücksbuffet, 600 Baht als Preis für eine abenteuerliche Geschichte für jede Gelegenheit. Als ich zurückkomme, darf ich mit den sandigen Füßen nicht aufs Handtuch. „Please ...“

Später soll ich ihr den Rücken eincremen. Ich passe wieder nicht auf. „Look! Sand again!“

Ein Tattoo-Verkäufer stapft von Handtuch zu Handtuch durch den glühend heißen Sand. Überall zeigt er seine Mappe. Sie winkt den Jungen herbei. Ich soll ein Motiv für sie auswählen – ich winke ab und plaudere mit dem Jungen.

„What’s your name?“

„My name Number One.“

Ein hübscher Mann, schmächtige Statur, braungebrannt, ein feines schmales Gesicht, so gar nicht asiatisch, man würde eher einen Südamerikaner vermuten.

Als ich nachfrage bezüglich des außergewöhnlichen Namens, erklärt er: „One night I sit and think: My name Number One.“

Als Number One beginnt, die Schlange auf ihre Lenden zu zeichnen, sitze ich abseits im Schatten und schaue zu. Ihr wunderschöner Rücken, den ich nie vergessen werde, ihre klugen Augen, ihr offener Blick, ihr Lachen, ihr wunderbares Lachen, die kleine Lücke zwischen ihren Vorderzähnen, die Grazie jeder ihrer Gesten. Ihre Leidenschaft, ihre kindliche Leidenschaft für das Leben, ihre weibliche Lust am Spiel.

Die Blicke der Animierdamen sind offen feindselig, als wir am Abend Hand in Hand die Poolbar betreten. Sie lacht dazu und tanzt zum erstbesten Tisch, tanzt und lacht und eröffnet das Spiel und versenkt fast jede Kugel. Ihre Geheimwaffe: das Spiel über Bande. Solange sie gewinnt, ist alles gut. Als sie einmal verliert, wird sie richtiggehend wütend. Aber mit Stil – sie sagt nichts und schmeißt auch kein Glas, aber man merkt's an der Art, wie sie das Queue auf den Tisch legt und die Kugeln ordnet, schnell und

wortlos.

Am Morgen sitze ich neben dem Bett und schaue ihr beim Schlafen zu. Dann gehe ich allein zum Strand. Das Meer glitzert im Morgendunst, Millionen kleiner Krebse pflügen den Sand und ich stapfe durchs Wasser, um die Arbeit nicht zu stören. Wurde mir je von einer Frau eine kältere Schulter gezeigt, bin ich je liebloser behandelt worden? Nein. Aber mir gefällt das Spiel irgendwie. Auch sie gefällt mir irgendwie. Vom Paradox her. Nach außen ein Schläger-Typ auf Weiberart, aber ganz weich von der Haut her und ganz zart im Gesicht und wunderschön, wenn sie schläft.

Dass es gut läuft zwischen uns, macht sie zunehmend aggressiv. Sie stellt es auf die Probe, wo sie nur kann. Einmal zum Beispiel, als wir längst zurück in Bangkok sind, geht sie Frühstück kaufen und gibt mir kein Restgeld zurück, 95 Dollar immerhin, mindestens. Als ich insistiere, wirft sie mir die Tüte ins Gesicht samt Zimmerschlüssel und verschwindet.

Am Abend sehe ich sie in ein anderes Hotel gehen, mit einer fremden Hand auf ihrem Arsch. Später in der Nacht steht sie erneut vor meiner Türe, sturzbetrunken und wütend auf mich, „Fuck you!“, sagt sie in vorwurfsvollem Ton, als hätte ich mit jener fremden Hand gevögelt, und

ich küsse sie. Und da sie mir am Morgen im Bett nicht wie sonst ihren Rücken zeigt, sondern bei mir liegt, diesseits der Grenzen, an die sie noch glaubt, mit dem Kopf auf meiner Brust, erzählt sie mir, dass ihre Eltern tot, dass sie alleine ist, allein in Bangkok, und nichts besitzt, nicht einmal ein Zimmer, und aus jenen Plastiktüten lebt. Dass ihr der Vater teurer gewesen ist als alle Welt, ein weiser Narr, der jeden lachen machte, schon alt, als sie geboren wurde, da er ein halbes Leben lang ein Mönch gewesen war, bevor er eine Frau, die Welt, in seine Arme schloss. Dass sie Köchin war noch vor einem halben Jahr in einem kleinen Restaurant und glücklich an der Seite eines Mannes, der erste Mann in ihrem Leben, bis hin zum großen Bruch, jener Mann im Bett mit ihrer Schwester, die zu Besuch gewesen ist, ein Schock, der sie mit zwei Plastiktüten auf der Straße landen ließ. Dass sie mein und anderer Männer Geld dem Bruder schickt, deren Frau verduftet, der nun allein im Dorf mit seinen Kindern und auf Hilfe angewiesen ist. Dass sie nicht Geld, nicht einen neuen Mann und nicht ein neues Leben, dass sie sterben will.

Jenen Morgen, an dem sie erstmals etwas preisgibt von sich und ihrem Leben, ist sie anders als je, die Härte, die Grobheit ist verschwunden aus ihrer Stimme, ihren Worten, ihrem Gesicht,

und es tritt eine Sanftheit und Zärtlichkeit zutage, die ich an ihr überhaupt noch nicht gesehen habe. Später lieben wir uns, und am Abend ist alles beim Alten und sie fordert abermals Geld. Sie scheint es ernst zu meinen, sie ist wütender auf mich denn je. Als ich meditierend im Licht bade, stopft sie mir Kekse ins Maul und insistiert, dass ich sie auf der Stelle zu bezahlen habe. „You fuck me, give me money!“

Wir stritten, ich zahlte, sie ging, genau wie beim letzten Mal. Doch diesmal kam sie nicht zurück, bis auf das eine Mal vor einigen Wochen, als sie mit der Koksallergie vor meiner Türe stand. Was natürlich der Gipfel ihrer grenzenlosen Unverschämtheit war. Trotzdem behaupte ich: Wir waren einst ein Liebespaar. Und sind es noch. In einem höheren, in einem tieferen Sinne. Obwohl und weil sie nicht mehr grüßt. Ich weiß, es ist ein Liebesdienst. Alles ist ein Liebesdienst.

Im Moment könnte sie nicht mehr an meine Tür klopfen, selbst wenn sie wollte. Es gibt ja keine Tür mehr, die mich trennt von der Welt. Natürlich ist sie im Korbstuhl willkommen. Allerdings dauert es einige Tage, bis man sich restlos gewöhnt hat und der Rückenschmerz verschwindet. Und diese Tage würde sie nicht überstehen. Noch ist sie nicht so weit, noch lässt sie sich vögeln für ein gemütliches Bett.

Natürlich könnte ich Geld abheben. Natürlich könnte ich eine Frau finden, die mir jeden Morgen Kaffee kocht und ins Ohr flüstert, wie sehr sie mich liebt. Ich will aber kein bequemes Leben. Ich will kein intaktes Märchenland. Ich will, dass Max und Moritz am vierten Morgen als Raskolnikow und Stawrogin aufwachen und der große Wahnsinn beginnt. Ich will, dass Rapunzel als Milena aufwacht und Kafka ihr Prinz ist und Maya die Hexe. Ich will nicht das Bibelmärchen hören, ich will die Hexe an den Anfang stellen, ich will Ted Hughes' Version der Geschichte hören: „Nein, die Schlange hat Eva nicht zum Apfel verführt. All das ist bloß Verdrehung der Tatsachen. Adam hat den Apfel gegessen. Eva hat Adam gegessen. Die Schlange hat Eva gegessen. Das hier ist der dunkle Darm. Die Schlange hingegen schläft ihr Mahl im Paradies aus...“ – lächelnd Gottes streitlustiger Berufung lauschend.“

Nicht den Klerikern will ich zuhören, wenn sie vom allmächtigen Gott und seiner Schöpfung faseln, nicht die Geschichte der Menschheit lernen, die sie in den Schulen lehren, das dunkle Licht will ich sehen, das sich selbst gebiert und aus sich selber lebt und stirbt, weil es sich selber denkt und lenkt und in der Kinderträne mehr von sich erkennt als in dem Gotteslicht, von dem der

Mönch gern spricht.

Das dunkle Licht will ich am Himmel der Götterwelt erstrahlen sehen, den Dorn im Auge der Menschen will ich sehen, den schwarze Schwan in ihren Träumen, die verheerende Seuche vor ihren Toren, das allsehende Nein zum blinden Lebenswillen, den ewigen Splitter zum Glashauss der Selbsttäuschung.

Den Stern des absurden Menschen will ich aufgehen sehen, von dem Camus spricht, wenn er sagt: „Wenn man zu denken anfängt, beginnt man untergraben zu werden. Die Gesellschaft hat mit diesen Anfängen nicht viel zu tun. Der Wurm sitzt im Herzen des Menschen. Dort muß er auch gesucht werden. Diesem tödlichen Spiel, das von der Erhellung der Existenz zur Flucht aus dem Leben fährt, muß man nachgehen, und man muß es begreifen.“



Der März ist trocken und heiß in Bangkok, und man bleibt um die Mittagszeit lieber im klimatisierten Zimmer, wenn man eins hat. Schaut einen Film auf HBO oder mit geschlossenen Lidern. Letzterer birgt den Vorteil, dass man ihn auch nach draußen verlegen kann. An den Chao Praya

zum Beispiel, in den Schatten unter der Brücke. Oder in den Seven Eleven an der Ecke, wo man sich vor das Zeitschriftenregal stellt und den Blick nach innen wendet. Nicht der Vergangenheit und nicht der Zukunft, dem Ganzen, das jetzt ist, schaut man ins Auge.

Natürlich, der unerlöste Teil in dir sucht immer, Unfrieden zu stiften, ich hab Hunger, ich bin müde, scheiße nochmal, was machst du hier, es ist ein unsinniges Spiel, heb endlich Geld ab, buch dir ein Zimmer, fünf Sterne mit Frühstücksbuffet – derweil du die Welt umarmst, mitsamt des Zeitschriftenregals. Schließlich ist ein leerer Magen kein Grund zur Sorge, sondern ein leerer Magen. Eine Fastenzeit und kein Drama.

Letztlich ist die Rechnung ganz einfach: Dreihundertfünfzig Baht zahlt man für sein eigenes Doppelzimmer einschließlich Klimaanlage und Fernseher. Hundertfünfsiebzig, teilt man es mit einem australischen Backpacker. Achtzig, teilt man ein Sechserzimmer ohne Fenster mit fünf Indern. Null, teilt man mit der ganzen Welt. Was neu ist, sind leichte Rückenschmerzen vom Schlafen in Korbstühlen und der Dauerständler. Wo soll man wichen als Obdachloser?

Und die Sonne scheint, und wir sitzen in Jeromes ‚Office‘, wie er den Meter Bordsteinkante an der Kreuzung nennt, unsere

Begegnungsstätte tagsüber, und da Jerome und ich eine Schale gebratenen Reis teilen, die Turkey auf einem Altar um die Ecke gefunden hat, eine Gabe Buddhas also an uns, und da die Haare mir zu Berge stehen vom schrillen Quietschen, das der Ananasverkäufer erzeugt, indem er Styroporbehältnisse zerschneidet und zu Tellern umfunktioniert, tanze ich, was gelebt sein will, tot mit den Toten, lebendig mit den Lebenden lasse ich erzählen, BBC, wie wir ihn nennen, Journalist aus Shanghai, steile Karriere, mit Mitte dreißig schon stellvertretender Asienchef des Großkonzerns, hier hängengeblieben auf dem Weg von Jakarta nach Macau zum Zocken, und Mick, Philosophiestudent aus Sidney, der ständig an seiner lädierten Nase herumfuchelt, er glaube, er habe eins in die Fresse gekriegt letzte Nacht im Suff, lacht er, wisse aber nicht, von wem, geschweige denn warum, und Isabelle, das Mädchen mit den großen braunen Augen, noch ganz im Weltenrausch gefangenen Augen, „I am lucky, I have a rich family“, erzählt sie, „so I don't work, I only travel, I love to travel“, und zwar mit Luis, ihrem brasilianischen Freund, im Schlepptau, von hier nach Australien, wo ihre Mutter lebt, und anschließend nach Laos und Vietnam, und dann nach Brasilien, nicht ohne Zwischenstopp am Gardasee, im Vaterhaus, ein

Paradies, sagt sie, im späten Frühling, und Veronique, die Französin mit den schwarzen Samthandschuhen, die Gesichter fotografiert, Gesichter der Heimatlosen aus aller Welt, sagt sie, der Suchenden und Süchtigen, die keinen Anker finden, der Verirrten und Verlorenen, der Schiffe ohne Hafen, der Meere ohne Ufer, Gesichter der Ungläubigen, der Aufrichtigen, die der Lebenslügen müde sind, der Verzagten, der Gefangenen, die ihre Ketten endlich sprengen wollen, Gesichter der Vereinsamten, der Gequälten, die keiner versteht, Gesichter der Verängstigten, der Getretenen, die das Licht verleugnen und verlieren, indem sie leben wie jedermann, als Sklaven der Zeit in den Ketten der Welt.

Und mit Vajo sitze ich, dem Künstler aus Lappland, der ständig singt mit tiefer Stimme, mit schiefer tiefer Stimme, immer dieselbe Melodie, ein nordisches Volkslied, nehme ich an, er male nur Adler, erklärt er zwischendrin mit großen Gesten, und es gäbe viele Adler in Lappland, häufig verwechselt mit kleineren Vögeln, Bussarden und Möwen gar und Tauben, da Adler derart hoch am Himmel flögen, dass der Umriss täusche vom Boden aus, und mit Jerome natürlich („My mother is a woman.“) und Turkey („Don't call me Turkey anymore, please.“).

Im Grunde bin ich wie Veronique, nur ohne Fotoapparat. Ich halte, seit ich zehn bin, ständig Ausschau nach anderen Verrückten, die ebenfalls ins innere Labyrinth hinabgestiegen sind. Viele sind es nicht. Was mich heute noch verblüfft, ist, wie akkurat mein Gefühl damals schon war. Dass ich wusste, welche Bücher aus Mamas Regal aus dem hyperbewussten Raum heraus geschrieben waren und welche nicht. Zumal längst nicht nur Romane und Erzählungen unter den Büchern waren, sondern auch jede Menge geisteswissenschaftliche Literatur.

Schopenhauer zum Beispiel kapierte ich überhaupt nicht, identifizierte ihn aber als Träger des Kainszeichens. Genauso erging es mir mit James Carse. Oder Ramana Maharshi. Oder dem Psychologen Julian Jaynes. Letzterer zog mir damals komplett die Schuhe aus, das weiß ich noch, da gab ich mich schon nach dem ersten Kapitel geschlagen und stellte das Buch zurück ins Regal – aber zu den Kainszeichenträgern, also quasi als Lektüre markiert, an die ich mich irgendwann später noch einmal heranwagen wollte.

Heute fasziniert mich Jaynes. Er behauptet nämlich, dass die trojanischen Soldaten in Homers Iliad willenlose Automaten waren, die nicht wussten, was sie taten. Laut Jaynes hat der

Mensch bis vor 3000 Jahren nämlich noch Befehle von Göttern halluziniert und demgemäß gehandelt. Es hat Sprache gegeben, das schon, aber ohne Metaphern, ohne Analogien. Und damit auch ohne Narrativ zum Geschehen. Die Menschen verloren ihre Götter, als die Schrift zur Sprache kam. Die Befehle standen nun als Gesetze auf dem Papier, so dass die Stimmen der Götter allmählich verschwanden.

Um dieses Verschwinden zu erklären, erfanden die Menschen den Himmel und die Unterwelt als Rückzugsorte ihrer Götter. Und mit dem Märchen vom Sündenfall erklärten sie sich das traurige Schicksal, verlassen worden zu sein. Als die Götter noch da gewesen waren, hatte es so etwas wie Sünde noch gar nicht gegeben, es hatte ja gar kein bewusst konstruiertes Selbst gegeben, dem die Sünde hätte zugeschrieben werden können. Keine psychologische Identität zum Ich als Körper in der physischen Welt, keine Imagination, keine Introspektion zur physischen Realität. Und damit auch keine Emotion zum Affekt, keine Schuld zur Scham, keinen Hass zum Ärger, kein Leiden zum Schmerz, keine Sorgen zur Angst, nichts dergleichen. Auch keine lineare Vorstellung von Zeit – und damit auch keine Möglichkeit, sich in der Zeit zu bewegen, kein Schwelgen in Erinnerungen, keine Tagträumerei

die eigene Zukunft betreffend.

Besonders aber verblüfft mich, was er über die Bewusstseinsreinigung durch Rituale erzählt – dass die Menschen sich nämlich gerne in Trance versetzen lassen, weil sie das Bewusstsein eigentlich gern wieder los wären. Weil sie einfach völlig verloren sind ohne die Götter.

Ich habe mich nämlich immer gefragt, warum ich so allergisch gegen alles Esoterische bin. Hier in Thailand gehört es ja irgendwie dazu, dass vor jedem Haus und an jeder Straßenecke ein kleiner, mit frischen Blumenkränzen behangener Altar steht, auf dem die Menschen Räucherstäben anzünden und Opfergaben darbringen. Anderswo ist's einfach lächerlich. Wie Weihnachtsmarkt. Wobei man es da ja noch verstehen kann, wenn ein Deutscher abends vor irgendeinem Stand mit bunten Lichtern im Regen steht, das ist Tradition, da zahlt man aus Nostalgie 10 Euro für 50 Gramm Mandeln. Aber warum plötzlich indische Gewänder anziehen und Oshos Rolls Royce-Flotte finanzieren, wo man doch schon getauft ist und die Kirche reich macht? Warum im Schneidersitz OM chanten, wo man Bachs Weihnachtsoratorium sozusagen in die Wiege gelegt bekommen hat und gewohnt ist, die herrlichen Arien von Opas gemütlichem Sessel aus zu genießen?

Es hat viel mit der Hippie-Bewegung zu tun, glaube ich. Vor allem mit den Beatles. Man versteht's ja auch, irgendwann nutzt es sich ja auch ab, unterm Tannenbaum zu sitzen. Weiser wird man ja nicht dadurch, nur fetter. Ich war hier anfangs auch schwer fasziniert, wenn die Mönche im Tempel zu chanten begannen und die Menschen dazu auf die Knie fielen. Mittlerweile geht's mir schwer auf den Keks. Weil's immer dasselbe ist. Wie, wenn ein katholischer Priester predigt. Bei Osho gab's wenigstens auch mal was zu lachen im Satsang, ich hab mir das alles mal angehört. Selbst seine Instruktionen waren kreativ, die rochen nach Freude und Freiheit und Fantasie, nicht nach Scham und Schuld und Sühne. Lachen, Tanzen, Feiern, Vögeln, Drogen, alles dabei.

Ob es etwas gebracht hat, ist eine andere Frage. Ich glaube, nicht. Man darf die frühe Programmierung nicht unterschätzen. Du musst ja nur gebrannte Mandeln riechen, schon hängst du wieder am Kreuz. So war es zumindest einmal. Heute ist die Trance ja der Dauerzustand. Aber nicht vom Kreuz, sondern vom Handy her.

Deswegen sind die Kirchen auch leer. Und mittlerweile auch die Tempel hier. Bücher gibt's bald auch keine mehr. Bach sowieso nicht. Ich glaube fast, dass bald überhaupt niemand mehr ins

innere Labyrinth hinabsteigen wird. Und auch niemand mehr wissen wird, dass es eins gibt. Man sieht doch, dass die Menschen doofer werden. Das Bewusstsein sinkt. Es geht wieder abwärts, zurück zur Bewusstlosigkeit. Künstliche Intelligenz übernimmt dann als neuer Gott das Kommando, nehme ich an.

Ich hab kein Handy, ich will schon mein eigener Hypnotiseur bleiben, ich will magisches Theater sehen. Und spielen. Und ich spiele ja nicht nur hier in dieser Welt, ich baue Mamas Bücherregal immer weiter aus. Mittlerweile nenne ich es gar nicht mehr Mamas Bücherregal, ich nenne es die Bibliothek des Hyperbewusstseins. Es sind natürlich viele Namen dazugekommen über die Jahrzehnte. Viele Schriftsteller. Hamsun zum Beispiel, Hedayat, Coetzee, Frisch, sogar Bukowski. Mystiker wie Rumi und Rilke und Hafez. Philosophen und Lehrer wie Jed McKenna, Byron Katie, Nisargadatta. Auch viele völlig unbekannte Namen. Vor allem, wo jemand tief ins Labyrinth hinabgestiegen ist, teilweise bis hin zu Maya, der Göttin der Täuschung, die ihr Gesicht so ungern zeigt.

Die Bibliothek ist natürlich endlich. Aber der Raum des Hyperbewussten, der ist unendlich. Mit unseren physischen Körpern gehören wir einem Zeitenraum an. Mit unseren ewigen Gesichtern

aber gehören wir keiner Welt an. Wir kommen und gehen in alle Welten. Durch den großen Riss in Coetzees Glocke von Sergejev kommen und gehen wir, jener alten Glocke, die, obwohl der Schaden nicht mehr zu beheben ist, nie ausgetauscht und eingegossen worden ist, sondern immer noch jeden Tag vom Kloster her über der Stadt erklingt und von den Bewohnern nur „das hölzerne Bein des heiligen Sergius“ genannt wird. Für die Menschen ist und bleibt der Riss eben ein Schaden. Dass Geister wie Coetzees Meister von St. Petersburg durch eben diesen Riss hindurch kommen und gehen, davon wissen die Menschen nichts. Davon wollen sie auch gar nichts wissen. Hyperbewusstsein ist gern gesehener Stoff, wo Fjodors Raskolnikow seine Schuld sühnt und Coetzees Lurie seine Schande eingesteht, wo Roths Silk per Autounfall Buße tut und Kafkas ungeheures Ungeziefer elendig verhungert. Es ist gern gesehener Stoff, wo es als hölzernes Bein daherkommt, als seltene Krankheit, von der sich der Michel – die Gesellschaft – frei weiß, die es, wenn sie es denn überhaupt bemerkt, fasziniert betrachtet wie das gesunde Mädchen aus gutem Hause den verkrüppelten Bettler am Straßenrand.

„Magisches Theater – Eintritt nicht für jedermann – Nur für Verrückte!“, hieß es ja schon in Hesses Steppenwolf. Für jedermann gibt es das

andere Theater. Ich hingegen will die ewigen Gesichter, mit denen ich lebe, mit magischen Blicken von jenseits der Häfen und Meere und Ufer ausstatten. Ich will das Ende des Kali Yuga in ihre Geschichten schreiben, ich will Milenas Euphorie in ihre Gesichter zeichnen, ich will sie, die heimlichen Schöpfer, die unsichtbaren Herren der Welt, an die Glocke von Sergejew hängen, auf dass sie eine neue Zeit einläuten.



Es ist wie im Casino hier. Aber russisch Roulette. Zu heiß die Nächte, mit zu viel Alkohol, zu vielen harte Drogen und zu viel nackter Haut. Viele wissen nicht, wo und ob überhaupt sie am nächsten Morgen aufwachen werden. Die Hitze, die kurzen Röcke überall, die vielen Freiluftbars, vollgepackt mit braungebrannten jungen Rucksacktouristen aus allen Herren Ländern, die halbnackt zu tiefen Bässen tanzen und dazu Joints rauchen und Cocktails schlürfen, so muss es in Goa gewesen sein damals zur Hippiezeit. Man lacht und singt und zieht sich aus und vergisst einen Rausch lang, dass es das Kreuz überhaupt gibt.

Turkey ist einer derer, die auf Messers Schneide stehen – und umzukippen droht. Immerhin sieht

er aber ein, dass es nicht stimmt, dass er John, seinem Freund seit dreißig Stunden zuliebe mit säuft seit dreißig Stunden. Und dass John zwar die Biere spendiert haben mag in dreißig Stunden gemeinsam kreierte Märchenland, weil John nicht allein saufen wollte – dass es aber ebenfalls nicht stimmt, dass John sein auf Turkey's mit Leidensmiene vorgetragene Lebensgeschichte hin gegebenes Versprechen, ihm innerhalb von zwei Tagen zweitausend Dollar zu schicken, sobald er zurück in Kanada ist, einlösen wird. Und dass es ebenfalls nicht stimmt, dass der Plan, Drogen zu schmuggeln für die Mafia – ein offenbar weit gediegener Plan, da Turkey bereits ein nigelnagelneues Handy mit sich trägt, einer der ‚Jungs‘ habe es ihm zur Verfügung gestellt, erklärt er stolz, und ständig klingelt es, und einer der ‚Jungs‘ ist am Apparat – und es dauert eine geschlagene Stunde, bis Turkey einsieht, dass es ebenfalls nicht stimmt, dass seine ‚Jungs‘ echt okay sind und das Ganze völlig risikolos, wie er zunächst behauptet hat, was sogar Jerome fassungslos machte („How old are you, Turkey, five?“).

Und so sitze ich mit ihm in Jeromes Office und durchwandere sein Märchenland mit ihm, von Berg zu Tal und Burg zu Schloss, was eine halbe Ewigkeit dauert, da ist einiges

zusammengekommen, schließlich geht Turkey auch schon auf die 50 zu. Außerdem ist die Sache ja völlig neu für ihn, sein kurzsichtiges Auge muss sich erst einmal an die neue Sichtweise gewöhnen, der Verstand erst einmal begreifen, was Zwiebelschälen ist.

Zumal Turkey noch nie ins innere Labyrinth hinabgestiegen ist, nicht einmal in das eines anderen Menschen, Bücher hat er auf meine Nachfrage hin nie gelesen, an Filmen mag er „Everything with Schwarzenegger!“ und an Musik „Turkish Pop“. Als er dann noch „And Taylor Swift!“ nachträgt, will ich aufstehen und gehen, erinnere mich aber, dass ich auch mal Pitje Puck gelesen habe und bleibe sitzen. Ich versuche, ihm klarzumachen, dass er in einer Blase lebt, die er selber in die Luft pustet, dass nichts stimmt von dem, was er denkt und glaubt und vor allem fühlt und sieht. Was nicht ganz einfach ist, da er ziemlich miserables Englisch spricht. Aller Widerstände zum Trotz halte ich ihm, da wir schon mal dabei sind, auch gleich noch die Lächerlichkeit seiner ewig gleichen Leier vom ewigen Opfer unter die Nase, bis er sie sieht: „You are right, you are right.“

Zwar kapiert er langsam, dass der Verrat durch seinen Freund und der Verlust seiner Dönermaschinen uns allen am Arsch vorbeigeht

und wir nicht seine Klagemauer sind, nur hat er offenbar keinen blassen Schimmer, als was er uns denn sonst benutzen soll, plötzlich weiß er nicht mehr, was sagen: „So now what?“, fragt er schließlich in schierer Verzweiflung.

Zunächst die Opferrolle aufgeben, erwidere ich, denn das Opfer heile nie. Also aufhören mit den ständigen Klagen und Anklagen, auch im Kopf. Aufhören, an Freunde zu glauben, und folglich keine Feinde mehr zu brauchen. Aufhören, die Illusion zu nähren, als Dönerkönig glücklicher zu sein. Aufhören, Schach zu spielen im Geist, Wände zu bauen mit ewigen Plänen und Träumen. Und sich fernhalten von den Vampiren, inneren wie äußeren, bis die Blutbank im Geiste errichtet ist. Es sei nur ein Traum, das alles hier, versuche ich aufzuklären und aufzumuntern, und wir seien diejenigen, die ihn kreierten.

„Only dream?“, fragt er mich ungläubig, und ich nicke.

„This all“, er deutet auf die Straße, Jerome, Nick, die Bäume und Cafés, den blauen Himmel über uns, „all only dream?“

Sogar die Dönermaschinen, bestätige ich, alles.

Eine Weile ist es still.

„So now what?“, fragt er schließlich noch einmal und schlägt die Hände vors Gesicht und erklärt sich in langer, mit Leidensmiene

vorgetragener Rede für geschlagen und mich zu seinem persönlichen Guru, dessen Anweisungen er befolgen werde, „What I do?“, beendet er seine Rede und schaut mich erwartungsvoll an.

Es hat sich angebahnt, neulich erst vertraute Turkey mir, wie übrigens auch Jerome, seinen Pass an, weil er Angst hat, dass er ihn verkauft im Suff oder verliert. Auch fragt er mich immer öfter um Rat, sein Leben betreffend. Es hat, glaube ich, damit zu tun, dass ich nie torkle oder Märchenländer kreierte im Suff oder meinen Arsch zeige und es dann vergessen habe am nächsten Morgen. Vielleicht ist es seine Chance, auszubrechen aus der Hölle, die er sich selbst erschaffen hat.

„What I do?“, fragt er ein drittes Mal. „Can make better dream?“

Oder aufwachen, entgegne ich, er habe die Wahl.

„Wake up!“, meint er gleich. „So how? How I wake up?“

Und ich bringe ihn zu einem schäbigen Guesthouse, das immer leer steht, weil es so abgelegen ist und nur zu Fuß erreichbar. Sechs Monate solle er hier verbringen, ohne das Zimmer zu verlassen, sage ich, ich würde dafür bezahlen.

„Okay“, sagt er, „okay. How I eat?“

Ich käme zweimal am Tag mit Essen und Wasser.

„Okay. Okay. What I do all day?“

Ich würde ihm genaue Instruktionen geben, sage ich.

„Okay. Okay.“

Und ich gehe seine Tasche holen aus seinem alten Guesthouse. Auf dem Hinweg überlege ich, welchen Gott ich an die Glocke von Sergejew hänge. Ich erinnere mich gleich, wie begeistert Philipp Roth von Zeus ist, weil der, ganz anders als sein hebräischer Gott, nicht in alle Ewigkeit allein auf seinem Thron sitzt und sich tagein, tagaus nur um die Juden kümmert, sondern ziemlich menschlich ist als Gott und dauernd Kriege führt, während er eigentlich immer nur ans Ficken denkt. Und zwar nicht nur in seiner eigenen Form, nein, er will noch mehr, er will die Frauen als gigantischer Stier besteigen und als flatternder weißer Schwan in sie eindringen. Natürlich hat Turkey seit drei Wochen keine Zimmermiete mehr gezahlt, so dass ich erstmal blechen muss, bevor mir die Tasche ausgehändigt wird. Auf dem Rückweg hänge ich Zeus an die Glocke.

„Zeus sitzt mit Kronos am Meer. Er bittet Kronos, ihm die Zukunft zu zeigen. Sein Vater jedoch ermahnt und warnt ihn nur und lehnt sein

Gesinnen brüsk ab. Sie trinken Wein und Kronos schläft ein. Da sieht Zeus den Schlüssel der Zeit an der goldenen Kette seines Vaters hängen, und er stiehlt ihm den Schlüssel vom Hals und schleicht davon.

Zeus rennt zum Rande des Zeitenraumes und steckt den Schlüssel ins Schloss. Was er dort sieht, erzürnt ihn so sehr, dass er als Donner zurück am Meer ertönt. „Vollendung schaffen dem Werke, dass ich nicht lache! Das Werk wird nie vollendet sein! Ewige Schlacht, ewiger Krieg ist das Werk! Götter wie Menschen, ewig verdammt, sich im Kreise zu drehen! Du wusstest es, Vater, und hast es verschwiegen – sogar mir! Mein eigener Vater, mein größter Verräter!“

Kronos gähnt nur gelangweilt. Zeus schlägt als Blitz in seinem Vater ein. Kronos aber ist dadurch kein Haar gekrümmt. Nur aufgewacht ist er. Und da erhebt sich Kronos zu seiner gewaltigen Statur, und er verflucht seinen Sohn und entreißt ihm den Schlüssel. Dann verdammt er ihn. Aus der Zeit verdammt er ihn, und aus der Unsterblichkeit. Aus der Macht, die als Gott ihm gegeben, lässt er Zeus in die Ohnmacht des Zeitlosen fallen. Es schert Zeus nicht. Ganz im Gegenteil, er wollte es so. Er will kein Schicksal mehr spielen. Er will keine Menschen und Götter mehr sehen. Er will allein sein. Er muss

nachdenken. Er muss in sich gehen. Er muss herausfinden, wer er ohne seinen Vater ist.“

Als ich zurück bin, sacke ich Turkeys elektronische Geräte und händige ihm ein Dutzend Notizblöcke und Kulis aus. Die erste Instruktion ist denkbar einfach: über seinen Vater schreiben und über seinen Gott. Was immer an Gedanken dazu auftaucht, aufschreiben, und zwar minutiös. Und dann fragen: „Ist das wahr? Woher weiß ich, dass es wahr ist? Kann ich es ganz sicher wissen?“

Die Antwort ist natürlich immer nein, aber das wird Turkey selbst rausfinden müssen. Wir gehen zunächst einmal ein paar Gedanken von ihm zusammen durch, bevor ich zum Feinschliff komme: „Kehre den Gedanken doch einmal um!“

Als ich am nächsten Morgen wiederkomme, wartet Turkey schon an der Tür auf mich. Er habe kaum geschlafen. Nur Albträume gehabt. Von seiner Kindheit, dem Kühe-Melken im Halbschlaf, der Schule, dem jähzornigen Lehrer, schlechten Zeugnissen, Schlägen des Vaters. Immer habe er Gott und seinen Vater im Hintergrund gesehen. Und ihnen zu gefallen versucht. Er habe ihnen aber nicht gefallen. Als er das gemerkt habe im Traum, sei er aus dem Bett und dann durch den Holzboden ins bodenlose Dunkel gefallen. Und habe Gott in grenzenloser

Panik angefleht, dass er ihn auffangen möge. Das habe Gott aber nicht gemacht. Nicht ein einziges Mal. Dann habe er sich an seinen Vater gewandt. Der sei wortlos davongegangen.

Den Traum hätte ich auch immer gehabt, bemerkte ich, nur ohne Gott.

Die Angst vor der Hölle sei es, sagte Turkey. Vor der Verbannung in die Hölle. Für tausend kleine und große Sünden. Dafür, der Mutter Münzen aus dem Portemonnaie zu klauen für Süßigkeiten. Dafür, durchs Schlüsselloch zu lugen und die ältere Schwester heimlich beim Duschen zu beobachten. Dafür, dauernd Osman, den jüngeren Bruder, zu verprügeln. Dafür, Raki zu saufen. Und zu zocken. Immer mehr. Dann die Ehe, ein Irrtum. Die Kinder, ein Fehler. Die Aggressionen, die Streits, die fast totgeschlagene Ehefrau. Die zwei Jahre im Knast, die Scheidung. Die Schande, vor der Familie, den Freunden, den Nachbarn. Vor Gott. Die Flucht nach Thailand.

Schuld und Sühne, nickte ich, dabei kennt Turkey Fjodor ja gar nicht.

Sein ganzes Leben, meinte Turkey, sei der Versuch gewesen, Gott zu zwingen, mit ihm zu sprechen. „I gambled, you know? A lot. For money.“

Ich frage ihn, ob er an Gott glaube.

Turkey nickt vehement.

Er solle es aufschreiben. Er tut es. Und an die Hölle?

Er nickt noch vehementer. Aufschreiben, sage ich, auf dem nächsten Blatt. Er tut es. Dann los, sage ich, „One by one“, und da Turkey sich über seinen Notizblock beugt, lasse ich ihn eine Weile allein.

Glaube, denke ich mir, da ich Mittagessen für uns kaufen gehe, ist das religiöse Pendant zum menschlichen Lebenstheater. Die territoriale Persönlichkeit, Familie eingeschlossen, ist das psychologische Pendant. Das Prinzip der Nutzbarkeit ist das gesellschaftliche Pendant. Der Nenner aber bleibt stets derselbe. Der Nenner ist die Selbsttäuschung.

Als ich zurückkomme, liegt Turkey schluchzend auf dem Bett. Er springt auf, zeigt mit dem Finger auf mich und schreit: „You are the devil!“

Ich lache. Weil er nicht an Gott glaube und auch nicht an die Hölle, sei ich der Teufel?

Er setzt sich aufs Bett, schlägt die Hände vors Gesicht. „I’m going to hell, 100 percent.“

„Good work, Turkey!“, sage ich, stelle sein Essen ab und mache, dass ich aus dem Zimmer komme. „I come back tonight.“

Ich setze mich in den Park am Chao Praya und löffle meinen gebratenen Reis, Verbotsschilder

hin oder her. Vielleicht sollte ich die ganze Sache abblasen. Wer weiß, vielleicht wartet Turkey am Abend mit einem Messer auf mich. Aber wenn man davor Angst hat, dann kann man ja niemandem helfen. Dann muss man das Maul halten für immer. Es geht schließlich um genau die Grenzen, die der Mensch so vehement verteidigt, als ginge es um Leben und Tod. Geht es ja auch. Der da sein Kreuz bastelt und sich selber dranhängt, der stirbt. Mit allem, was zu ihm gehört, was er für seines hält, worum er die Mauern baut. Und man kann eben keine Schleier lüften, solange die Mauer noch steht.

Was sich in Wahrheit erkennt, das erkennt Dasein als Spiel. Das Muster wahrhaftigen Spiels sieht Turkey natürlich noch nicht. Es ist vergleichbar mit dem Spiel des Welpen mit der Welt – und doch wieder ganz anders. Das Spielfeld des Welpen bleibt ja auf die unmittelbare Welt begrenzt. Wahrhaftiges Spiel umfasst alle Welten. Das Hyperbewusstsein ist als Spielfeld grenzenlos. Turkey sieht nicht, dass er nur ein Spiel spielt mit sich und der Welt. Weil die Mauern ja noch wirklich erscheinen und das Spiel dadurch ernst. Sehr, sehr ernst. Es ist doch fantastisch, denke ich mir, dass wir freiwillig tagein, tagaus nur Mauern bauen und verteidigen, obwohl es völlig nutzlos ist. Schließlich nutzt der

Ernst ja nichts, es ist ja letztlich sowieso alles für die Katz. Selbst das todernste Leben um Grenzen herum und zu Zielen hin ist so sinnlos wie das Spiel des Welpen mit der leeren Plastiktüte und so nutzlos wie der schweifende Blick über das offene Meer.

Vielleicht sollte ich für immer das Maul halten und dazu noch den Blinden spielen. Gantenbein 2.0, der heitere Sisyphos, der lachende Buddha, der Tanzstar des Hyperbewusstseins, der elegant durch den Traum des Daseins gleitet, mit der Welt als Parkett erträumter Grenzen und dem Wahn des Ichs als Tanzpartnerin, Gantenbein, der mit der Welt spielen kann, eben weil er mit Max Frisch weiß: „Es war lächerlich: Ich erhebe mich, ich setze mich, ich rauche, ich stehe, ich schlafe, ich erwache, ich erhebe mich, ich gehe, ich setze mich, ich erhebe mich.“

Vielleicht sollte ich aufs erstbeste anlegende Boot warten und mich vom Schiffsjungen an Bord führen lassen und die Touristen bitten, mir genau zu schildern, was sie da vor der Linse haben, welchen Farbton das Wasser hat, wie ruhig es ist, wie langsam es fließt und was die Menschen an den Ufern denn so treiben, wie Bangkok vom Boot aus erscheint:

„Einige empfinden ein solches Erbarmen mit ihm, dass sie, um Worte zu finden, die ihm eine

Vorstellung geben von der Weihe des Ortes, selber zu sehen anfangen. Ihre Worte sind hilflos, aber ihre Augen werden lebendig; Reisen mit einem Blinden! Ihr größtes Erlebnis! Ich öffne die Augen!“

Vielleicht sollten wir einen Blindenclub gründen mit klaren Statuten, Gantenbeins fünf eiserne Gebote, die jeder auswendig lernen muss:

1. Maul halten! Auch unter vier Augen!

(Freiheit kraft des Geheimnisses)

2. Zweifel Bestrafen!

Wo einer zweifelt, fülle sein Glas, bis es überläuft.

3. Theatralik Vermeiden!

Je sparsamer, umso glaubhafter.

4. Urteile Vermeiden!

Ein Blinder richtet nicht!

5. Loben!

Solange er lobt, kann auch ein Blinder über alles sprechen.

Die Blindenbrille auf der Nase tastet sich Kafka nach einigen Trainingseinheiten langsam per Blindenstock vor und setzt sich schließlich neben eine alte Dame auf die Parkbank. Die Dame bemerkt ihn gar nicht, zumal sie mit dem Füttern der Tauben beschäftigt ist, zu denen sich nun auch die Enten gesellen, die vom Flussufer her in einer langen Reihe herübergelaufen

kommen. Das ist auch gut so, denn dass Kafka schauspielert, würde selbst ein Blinder merken. Weil er es einfach komplett übertreibt mit der Rolle. Er läuft vor sich hin, als bekomme ein Blinder gar nichts mehr mit von der Umgebung. Einmal ertönt ein ziemlich lauter Knall hinter ihm, als ein Jugendlicher sein Moped anschmeißt, offenbar ist der Auspuff verstopft. Kafka geht weiter, als sei er nicht nur blind, sondern auch taub, weil er wohl meint, ein Blinder würde sich nicht erschrecken und reflexartig umdrehen.

Als er dann sitzt, tut er, als bemerke er die Anwesenheit der alten Dame gar nicht, als würde ein Blinder nicht registrieren, wenn da ein Mensch einen halben Meter neben ihm sitzt, bloß, weil er ihn nicht sieht. Daran könnte man vielleicht noch arbeiten.

Das eigentliche Problem ist aber ein anderes. Kafka hat nämlich tiefe Gewissensbisse und ethische Bedenken, die Leute hinters Licht zu führen. Und so dauert es keine zwei Minuten, da hält er es schon nicht mehr aus, reißt sich die Brille vom Gesicht und wendet sich unvermittelt der alten Dame zu, "Gnädige Frau", bricht es aus ihm heraus, so dass die Dame vor Schreck die Tüte mit den Brotresten fallen lässt, "es liegt mir nicht im Blut, ich kann Sie nicht ohne jede Mühe täuschen. Ich bin nicht blind. Dies..." – er hält ihr

den Stock und die Brille vor die Nase, "...sind nur Requisiten. Ich habe Sie getäuscht. Nicht jedoch aus Hinterlist, ich will nichts von Ihnen, das müssen Sie mir glauben. Ich wollte Sie bloß glauben machen, dass ich blind sei, mehr nicht. Bitte verzeihen Sie mir, verehrte Dame, es war, wie soll ich es sagen, es ist schwer zu erklären und schon gar nicht zu rechtfertigen, es war eine törichte Idee, ein Versuch, wissen Sie, ich wollte einmal versuchen, aus einer Leichtigkeit heraus zu leben, spielerisch den Stein den Berg hinaufzurollen, der Mythos von Sisypheos, wissen Sie, vielleicht haben Sie das Buch ja selbst gelesen, es mag traurig aussehen, dass ich dafür schwinde, und unrecht sein, vielleicht ist es sogar krank, aber wissen Sie, das müssen Sie mir verzeihen, denn Krankheiten sind doch letzten Endes stets Glaubenstatsachen, Verankerungen des in Not befindlichen Menschen in irgendwelchem mütterlichen Boden..."

Dostojewski hingegen erweist sich als wahres Naturtalent. Schon bei den Proben haben alle den Verdacht, dass er heimlich die Augen zukneift – eben, weil sein Blindsein so authentisch wirkt. Ein Spiel, wie es sich nur im Raum der Nutzlosigkeit ergeben kann, Gantenbein in der Welt der Hyperbewussten, die wissen, was sie nicht wissen, die er also nicht hinters Licht führt,

weil sie schon dort sind, Fjodor, der an der Glocke vom Kloster von der Dreieinigkeit hängt und sachte, kaum sichtbar, hin- und wieder herschwingt, hier im Licht der Welt erscheinend, dort im Riss durch die Welt verschwindend. Paradoxes Theater. Dantes göttliche Komödie ohne Schwerkraft.

„Wo“, ruft Dostojewski und schwingt den Blindenstock in der Luft herum im Kreis um sich selbst, „wo ist die Grenze, wo ist die Mauer?“

Aus dem Nichts kommt plötzlich ein Straßenhund schwanzwedelnd angelaufen und begrüßt Dostojewski wie einen alten Freund. Dann trottet er neben ihm her wie an einer unsichtbaren Leine, und nicht nur das, er schaut unablässig hoch zu ihm, vielleicht ist es die Brille, die ihn fasziniert, vielleicht wartet er auch, dass Dostojewski den Blindenstock wirft, es mag auch die Stimme sein, oder vielleicht hört er zum ersten Mal die russische Sprache und ist davon fasziniert, vielleicht auch will er wirklich wissen, was dieser Mensch ihm von Russland zu erzählen hat:

„In den letzten hundertfünfzig Lebensjahren der russischen Herrenklasse sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, die letzten Wurzeln verfault und die letzten Bande gerissen, die die russische Intelligenz mit dem russischen Boden und mit der

russischen Wahrheit verknüpften. Vieles auf Erden ist uns verborgen, dafür aber ist uns im Inneren ein geheimes Gefühl unserer lebendigen Verbindung mit einer anderen Welt gegeben, einer höheren und erhabeneren Welt, und auch unsere Gedanken und Gefühle haben ihre Wurzeln nicht hier, sondern in anderen Welten. Dass auch die heutigen Kinder heilige Erinnerungen haben werden, unterliegt natürlich keinem Zweifel, sonst würde jedes lebendige Leben aufhören. Ohne heilige und kostbare ins Leben aus der Kindheit hinübergerettete Erinnerungen kann der Mensch gar nicht leben. Mancher scheint daran gar nicht zu denken, und doch bewahrt er unbewusst diese Erinnerungen. Die Erinnerungen können auch schwer und bitter sein, aber auch das durchgemachte Leid kann später zu einem Heiligtum für die Seele werden...”

Da Dostojewski in die Knie geht und dem schwarzen Mischling – nicht einmal Coetzee, der Hundexperte in der Runde, kann sicher sagen, um welche Rassen es sich handelt, „vielleicht Spitz und Doodle, möglicherweise auch Terrier, aber nicht Foxterrier, der andere, wie heißt der noch gleich...” – das gerade gekaufte Geschirr anpasst, steht der Hund tief bedrückt da wie der kleine Fjodor, als ihm die Mutter zum ersten Mal im Leben feste Schuhe anzog. Fjodor heulte schon

los, als die Mutter noch dabei war, ihm die Schnürsenkel zuzubinden. Weil seine Füße heulten, heulte er, es war die Panik der Füße, die sich plötzlich in einen viel zu kleinen Raum gesperrt sahen und keine Luft mehr bekamen, aus der heraus er schluchzend nach Atem rang. Die Schuhe waren groß genug, weh tat es nicht. Aber die gewohnte Freiheit fehlte. Nicht einmal die Zehen konnten er mehr heben. Von daher, von den Füßen her war der kleine Dostojewski bedrückt, von den Zehen her schrie er.

Der kleine schwarze Hund protestiert derweil vom eingeschnürten Bauch und Rücken her. Es ist nicht zum Heulen, es ist nicht so schlimm wie es die Schuhe für Dostojewskis Füße waren. Es ist aber allemal ein Grund, zu protestieren. Und so macht der Kleine sich schwerer, als er ist, als Dostojewski an der Leine zieht, und lässt sich auch von den in Aussicht gestellten Leckerchen nicht verlocken, den Protest aufzugeben, sondern sitzend und mit eingekniffenem Schwanz längs über die halbe Wiese schleifen, bis sein neues Herrchen es endlich aufgibt und wenigstens die Leine vom Geschirr löst, so dass er erst einmal Zeit hat, das Baumwollband um seinen Bauch in Ruhe zu beschnüffeln und eventuell einen Weg zu finden, es zwischen seine Zähne zu kriegen und durchzubeißen.

Schließlich nimmt Dostojewski ihn wieder an die Leine und geht weiter. Der Hund lehnt das Geschirr zwar immer noch grundsätzlich ab, vergisst aber immer öfter, dass er überhaupt welches trägt. Dasselbe gilt für die Leine, zumal Dostojewski hinter ihm hergeht, der Hund also selber daran ziehen muss, um sie zu bemerken. Dostojewski lässt sich dann auch ziehen und beschleunigt entsprechend den Schritt. Ab und an bleibt der Hund stehen und schaut sich zu Dostojewski um, als wolle er sich vergewissern, ob sein neuer Freund zufrieden ist mit seiner Führung. Natürlich ist Dostojewski zufrieden. Und sogar Coetzee klatscht Beifall: "Ja gut, Kleiner, gut machst du das!"

Mehr wird ja nicht von ihm verlangt als Blindenhund. Seinem Herrchen das Herrchen sein soll er nur. Zumal Dostojewski ja notfalls die Reißleine ziehen kann, zum Beispiel, als der Hund zielgerichtet auf eine Gruppe Menschen zuläuft, die auf der Wiese sitzt und Pizza isst, weil er die Panik des Mädchens, das gleich aufspringt und sich hinter ihrem Freund verschanzt, als sie ihn kommen sieht, als Teil eines Begrüßungsrituals missinterpretiert. Obwohl Dostojewski sich schon fragt, wie echte Blindenhunde eigentlich wissen, wo der Blinde hinwill. Lernen sie Namen für Örtlichkeiten?

Oder weiß der Blinde selber den Weg, ohne zu wissen, wo er ist?

“Hat dein Hund schon einen Namen?”

“Ich habe ihn Rumi getauft.”

Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis Dostojewski endlich akzeptiert, dass sein Nickerchen vorbei ist. Murrend steht er auf und folgt, der geradewegs auf den mächtigen tropischen Nadelbaum am Flussufer zuläuft. Dort angekommen, setzt Rumi sich ins Gras, schaut den Baum hinauf und winselt. Er hat es geahnt, nein, gewusst – mit der Eule stimmt etwas nicht. Rumi schaut fragend zu Dostojewski hoch, der den Vogel mittlerweile auch entdeckt hat, obgleich er reglos dasitzt in etwa zwei Meter Höhe, ein brauner Knäuel, der gut und gerne ein großer Zapfen sein könnte, versteckt hinter tausend grünen Nadeln. Dostojewski pirscht sich vorsichtig näher heran an den Vogel, genau wie Rumi, der sich lautlos, fast in Zeitlupe durchs Gras bewegt, sorgsam bedacht, die Eule nicht aufzuschrecken. Es ist nicht der Jagdinstinkt, der ihn antreibt. Rumi hat noch nie eine Eule von Nahem gesehen, er ist fasziniert von dem Wesen. Fasziniert und in Sorge: Er will wissen, was los ist mit dem Tier.

Die Eule sitzt weiterhin regungslos da mit starrem Blick. Dostojewski hebt langsam den Arm, berührt mit den Fingern den Ast, auf dem

sie sitzt. Die Eule regt sich nicht, blinzelt nicht einmal. Er berührt mit dem Zeigefinger ihre Krallen. Die Eule springt auf seinen Finger. Er geht langsam rückwärts, zurück ins Licht. Jetzt erst sieht er: Die Eule ist blind. "Fyodor", sagt sie, "ich bin Sadegh Hedayat."

Hedayat, die opiumsüchtige Eule, gefangen im Riss zwischen den Welten, im Hades der Zeit. Hedayat, der Raubvogel, der das Ur-Gespenst zu töten sucht und selber als offene Wunde stirbt. Hedayat, die alte Seele, deren Blick vom Vorübergehn der Stäbe so müd' geworden, dass er nichts mehr hält. Hedayat, das alte Auge, das sich endlich schließen, die alte Nacht, die nie mehr Tag sein will: „Wunden gibt es, die wie Lepra an der Seele nagen, langsam, in der Einsamkeit. Es sind dies Leiden, die man keinem erzählen kann. Denn der Mensch hat noch kein Heilmittel wider diese Geißel gefunden. Die einzige wirksame Medizin ist das Vergessen, welches der Wein gewährt, ist der süße Schlaf, welchen das Opium spendet oder ein anderes Rauschgift. Doch ihre Wirkungen sind leider nur ephemere: Weit davon entfernt, sich für immer zu stillen, zögert das Leid nicht und erneuert sich heftig. Wird je irgendjemand das Geheimnis dieser Krankheit, die alle normale Erfahrung transzendiert, entschlüsseln? Diesen Widerschein des Schattens

der Seele, der sich in einer Art Koma manifestiert, wie jenem zwischen Tod und Wiederauferstehung, da man weder wach ist noch schläft.“

Hedayat, der Ahab des Orients, den weißen Wal endlich am Haken, wird mit in die Tiefe gerissen, der er entkommen will. Der Schleier, den sie endlich lüften will, wird umso undurchdringlicher, je mehr die Seele an ihm zerrt: „Es war eine dunkle, stille Nacht, wie die Nacht, die mein Leben umgab, eine Nacht voll von schrecklichen Gestalten, die mich verspotteten, und manchmal wurde mein Zimmer so eng, dass ich das Gefühl hatte, in einem Sarg zu liegen. Ich war die Dunkelheit gewohnt. Dort, in der Dunkelheit, erwachte zum Leben, was an verlorenen Gedanken, vergessenen Ängsten und schrecklichen Erinnerungen in den unbekannten Winkeln meines Gehirns verborgen lag, und die erwachten Geister erhoben sich und verspotteten mich. Diese bedrohlichen, formlosen Gestalten, diese Gedanken lauerten überall; in der Ecke des Raumes, hinter dem Vorhang und neben der Tür.“

Der Ahab des Ostens, der Vogel der Nacht, der als verwundeter Krieger aus der Schlacht zurückkehrt, aber nicht im Triumph. Ganz ohne Beute. Der Kampf war vergebens, die Zeit einfach

stehengeblieben. Es ist immer noch die dunkelste Stunde der Nacht, ohne jede Aussicht auf die Morgendämmerung. Der Krieg ist verloren. „Ich verbringe meine Nächte in einer Situation, die viel schlimmer ist als die eines verurteilten Kriminellen. Ich bin müde von Dingen. Es gibt nichts, was mir Ansporn oder Trost geben könnte, und ich kann mich auch nicht mehr selber täuschen. Ein gewaltiger Riss hat das Band zwischen meinem Leben und mir durchtrennt, so dass wir nicht mehr länger miteinander kommunizieren.“

Der Riss, der Fall in den Selbstmord. Und warum auch nicht. Der Geist hat resigniert, der Körper ist ausgezerrt, das Herz ist leer. Eine weitere Schlacht wird es nicht geben. Nicht einmal eine neue Strategie für eine weitere Schlacht kann es noch geben. Nicht jetzt, nicht hier. Es muss anderswo weitergehen. Ein neues Schiff muss her, ein erneuerter Ahab, ein ganz neuer Ansatz. Im Bardo werden die Karten neu gemischt. Befreit von der Schwerkraft des Körpers, mit frischer Geisteskraft und neuen Augen wird der Krieger andere Messer wetzen und neue Wege finden zurück in die Schlacht.

Und jetzt ist er hier, Hedayat, die blinde Eule, und sitzt auf Dostojewskis Hand.

„Und, hast du neue Messer gewetzt, als du im

Bardo warst?“ , fragt Kafka.

„Natürlich. Ich war ja vorbereitet. Ich hatte sogar einige Gebete aus dem Tibetischen Totenbuch auswendig gelernt, bevor ich abdankte. Entsprechend sah ich in der Nachwelt auch erstmal einen buddhistischen Film. Wenn ich überhaupt aufsah. Meist saß ich nur da mit gesenktem Kopf und ratterte meine Gebete runter. Das war auch gut so, denn ich hatte große Angst und hätte aus der Angst heraus ja bloß Bilder meiner Angst gesehen. Die üblichen Gespenster eben. Ich war froh, dass es kein Opium gab.“

„Und dann?“ , fragt Kafka.

„Ich entspannte langsam. Die Angst wich. Ich vergaß mehr und mehr, meine Gebete aufzusagen, und saß einfach in Stille. In Frieden. Am liebsten wäre ich für immer so sitzen geblieben, aber es war mir klar, dass es weitergehen musste. Nicht nur, weil ich noch nicht im Nirvana war. Sondern, weil es eben so ist, es geht immer weiter. Ich war sehr überrascht, als ich das sah. Meine Vorstellung von einem Ende kollabierte in dem Moment. Jedenfalls war mir klar, dass ich zwei Möglichkeiten hatte. Ich konnte sitzenbleiben, bis ich im Nirvana war – und dann weitergehen. Oder sofort weitergehen. Aber das Sitzenbleiben würde auch schon ein Weitergehen sein. Passiv-

aktiv. Ergeben dasitzen und zugleich springen und fallen, so ungefähr, es ist schwer zu erklären. Ramana Maharshi half. Ich hatte viel von ihm gelesen zu meiner Zeit in Indien, damals aber noch auf die tibetischen Lamas gesetzt. Obwohl ich es eigentlich hätte besser wissen müssen. Über die Faszination angesichts der für mich völlig neuen Welt mit ihren exotischen Ritualen um rote Kutten und riesige Gebetsmühlen, die sich um eine Jahrtausende alte spirituelle Philosophie drehen, habe ich mich einfach blenden lassen. So sehr, dass ich das Krebsgeschwür nicht mehr sah, das alle Religion ist.

Ich war jedenfalls froh, als inmitten des Getümmels Ramana auftauchte und mir deutlich machte, dass ich die Möglichkeit hatte, mit seiner Hilfe heimzukehren. Und ich ergriff die Möglichkeit natürlich. Ich wollte auf keinen Fall noch einmal als Mensch wiederkommen müssen, ich war es leid.”

„Also doch keine neuen Messer, keine letzte Schlacht.”

„Wenn du so willst, nein. Aber so ist es ja immer. Die Klinge wird zu scharf, sie trennt die stumpfe Hand, die das Messer hält, einfach ab. Und den Kopf gleich mit. Wir gehen ja nicht als Sieger aus der letzten Schlacht. Sondern wir siegen als vollkommen Besiegte. Determination und

Resignation sind eins geworden, der Kreis hat sich geschlossen. Der Krieger ist verschwunden, und nur Klarheit ist geblieben.“

Die Abenddämmerung zieht sich ewig hin. Derweil der Mensch von klaren Grenzen träumt, von Zäunen zwischen Hier und Dort, von Stunden zwischen Gestern und Morgen, von Welten zwischen Ich und Du, da sind selbst Tag und Nacht bloß leere Worte auf dem Papier, Stempel ohne jede Gültigkeit. „Ganz schwarz ist die Nacht nie“, murmelt Hedayat, der es schließlich am besten wissen muss als Vogel der Nacht, derweil er den Pfeifenkopf abermals auffüllt und an die Runde weiterreicht.

Coetzee dreht den Pfeifenkopf um, hält ihn über die Flamme, bis der Rauch aufsteigt, nimmt einen tiefen Zug. „Was ist das genau?“, will er wissen.

„Meine Spezialmischung. Hauptsächlich Opium, aber mit Haschisch aufbereitet. Und etwas Heroin, Kokain und DMT.“

„Aus Himmeln gleitet er. Aus Senken taucht er auf. Und mit dem Blut, das er allabendlich im Lauf des Stücks verliert, drapiert er sich. Um diesen Preis stellt er sich tot. Sein Blut fließt golden und fließt weiß. Dicht aus dem Mohn des Hauptes rinnt sein weißes Blut, er fängt es in den Schalen seiner Hände; blutrot die Wege unter

ihm, an deren Ende die Todesgöttin, seiner Ankunft wartend, ruht“, zitiert Kafka Jean Cocteau, nimmt einen tiefen Zug, reicht die Pfeife an Zeus weiter und sinkt neben dem Feuer im Moosbett nieder.

Just in dem Moment, da Zeus den Rauch inhaliert hat, findet er sich in der gigantischen Bibliothek des Hyperbewusstseins wieder. Es müssen tausende, hunderttausende Bücher sein, die riesigen Holzregale in dem kreisrunden Raum sind bis oben hin vollgestellt. Bücher aller Genres, in allen Sprachen, aus aller Herren Ländern, aus allen Zeiten der Menschheitsgeschichte. Zeus geht langsam die Wand entlang, mit zwei Fingern über die Bücher streichend. Soll er die alle lesen? Es wird tausend, es wird Millionen Jahre dauern!

Zeus öffnet die Tür zum nächsten Raum. Er atmet erleichtert auf. Es ist gar kein Raum, es ist ein Garten. Es ist der Garten hyperbewusster Musik. Eine Wendeltreppe führt hinab in die Höhlen hyperbewusster Kunstmalerei. Zeus zieht es anderswohin. Zeus zieht es gleich zu Mozart. Don Giovanni, natürlich, die Oper muss ja hier sein. Wie lange ist es her! Zeus drückt den Knopf, und der Kontrabass erklingt. Im selben Moment erstrahlt ein Licht, ein leises, mattes, beinahe dunkles Licht, und in diesem Licht schwingt nicht nur die Musik – Mozart selbst erscheint in diesem

Licht. Zeus erkennt ihn sofort, schließlich war er selber einmal Musiker in einem Menschenleben, Geiger und Bassist, um genau zu sein. Er studierte damals auch den Menschen Mozart, nicht nur seine Musik. Den weisen Narren, den Gantenbein der klassischen Musik. Und manchmal, wenn er dessen Stücke hörte, da stellte er sich vor, wie diese unendlich reiche, tiefe und gleichsam absolut perfekte Harmonie in Mozarts Kopf entstand, wie er die Musik in seinem Herzen hörte, während er sie niederschrieb.

Aber diesmal ist es anders. Diesmal muss er es sich nicht vorstellen, diesmal sieht und fühlt er es in jedem Ton. Und dadurch hört und fühlt er die Musik auch anders. Er hört und fühlt die Quelle darin. Er sieht einen Fluss von der Quelle zu Mozart hin, und der Fluss ist in jedem Moment neu und völlig einzigartig.

Und da der Fluss Mozart durchströmt, erklingt er in ihm als Ton, und es ist, als sei dieser Ton aus beiden entstanden, aus dem Fluss und aus Mozart. Und während er sieht und fühlt, wie die Musik in Mozart geboren wird, sieht und fühlt Zeus, wie die Musik in ihm selbst geboren wird. Und dann sieht er, wie Mozart sich selber ausdehnt mit dem in ihm erklingenden Ton, wie er sich selbst vertieft und erhöht mit der Musik. Und Zeus mit. Nicht als Hörer von der Musik, sondern als ihre

Quelle wird er in seine Tiefe und gleichsam aus sich selbst herausgetragen in ihre Unendlichkeit.

Tod ist nicht Tod, Schlaf ist nicht Schlaf, Traum ist nicht Traum, alles ist Fließen, ineinander und dabei aus-, über-, neben- und miteinander, nur die Grenze war erfunden, nur die Göttin hat gelogen, doch die Täuschung ist aufgehoben, der Vorhang ist gefallen, als junge Blume steht sie da mit großen schwarzen Mandelaugen und langem schwarzem Haar, das über volle runde Brüste fällt, sie ist kein Gespenst, ihre weiche weiße Haut erbebt zu jeder Berührung, und sie will berührt werden, sie will Hände und Münder und Zungen und Schwänze vor und hinter und auf und unter und in sich haben, und es ist herrlich, diese wunderschöne Hure in göttliche Ekstase zu ficken, und von ihr, dem Ur-Gespenst des Schicksals, der ewig jungen Mutter der alten Welt, seinerseits in die Ekstase gefickt zu werden. Um gemeinsam in jenen Schlaf zu fallen, der nicht von dieser Welt ist, in das Satori jenseits der Quelle, in das Nichts, das alles ist. Ach, wäre dies doch der Weg ins Nirvana!

Doch leider ist Ahab bloß im Opiumrausch verschwunden. Der Derwisch hat halluziniert, der Zeuge war narkotisiert, niemand ist in der Einheit verschwunden, niemand ist jenseits der Quelle erwacht. Das Blut fließt weder weiß noch

golden am nächsten Morgen, die Pfeife ist leer. Nur Rumi ist guter Dinge und schnüffelt im nassen Gras. Der Großteil der Truppe liegt frierend um das erloschene Feuer herum. Kalte Asche und brummende Köpfe, mehr ist nicht übrig von der Nacht.

„Scheiß Idee.“, gähnt Frisch.

Roth reibt sich eine Zeitlang die pochende Schläfe. „Finde ich nicht“, sagt er schließlich, räuspert sich kurz und fährt dann fort: „Ohne Exzesse dieser Art würde ich nicht leben wollen. Klar, ich hätte die Würde eines älteren Herren, der sich immer ganz korrekt verhält. Der niemals etwas Unpassendes, Unbesonnenes, Zweifelhaftes, Sinnloses oder für alle Beteiligten potentiell Katastrophales tut. Aller Exzesse entsagend, könnte ich meine restlichen Jahre die breit gefächerte, unpersönliche Sichtweise eines erfahrenen und gebildeten alten Mannes ausbauen, ich könnte tiefgreifende philosophische Schlussfolgerungen ziehen und einen stabilen moralischen Einfluss auf die Jungen haben, anstatt mich wieder und wieder in den ewigen Notfallzustand zu katapultieren, der mit der sexuellen Intoxikation und sonstigen rauschhaften Reisen und hyperbewussten Exzessen einhergeht. Aber nein, nein danke. Dank Hedayats Drogencocktail habe ich endlich die amourösen

Transformationen von Zeus erlebt. Heute Nacht war ich selbst der gewaltige Stier auf dem nackten Rücken der Göttin. Und bin als flatternder weißer Schwan in sie eingedrungen. Ich bereue nichts.”

„Schreibst du etwa auch über letzte Nacht?“, wendet sich Coetzee an mich.

„Ja, klar.”

„Dann streich mich bitte aus dem Buch!“

„Kommt nicht in Frage!“

Coetzee schüttet den Kopf. „Deine potentielle Leserschaft wird mit jedem Kapitel kleiner. Lass doch wenigstens die Drogen und Schwänze weg. Bau lieber mal 'ne lesbische Beziehung ein. Oder einen heimlich schwulen Tolstoj. Vielleicht lässt du Dostojewski umoperieren und in Frauenkleidern rumlaufen.“

„Wieso mich?“, fragt Dostojewski.

„Oder Kafka. Jedenfalls rate ich dir dringend, die Quoten-Transe einzubauen.“

„Die was?“

„Quoten-Transe.“

Coetzee steht mittlerweile direkt vor meiner Nase und blockiert die Sonne. „Du musst auch bedenken“, sagt er und breitet die Arme weit aus, „uns alle kennt kaum jemand heutzutage. Kannst du keine prominenten Figuren der Zeitgeschichte oder der Gegenwart einbauen? Politiker, Könige,

religiöse Führer, Milliardäre, Schauspieler, Sänger, sowas in der Art?“

„Da wüsste ich keinen, der den hyperbewussten Raum überhaupt je betreten hat. Außerdem, ich schreibe doch nicht für die Gesellschaft. Ich kann auch keine Rücksicht auf sie nehmen.“

„Das musst du aber. Weil die Verlage Teil davon sind. Genau wie deine Leser.“

„Dann eben kein Verlag und keine Leser. Ich mach keine Transe aus Dostojewski.“

„Danke!“, ruft Dostojewski, der einige Meter weiter neben Roth mit Rumi in der Sonne liegt, „es reicht auch langsam. Blinde Transe...“

„Wie lief das denn genau mit Ramana Maharshi im Bardo? Wie hat er dir den Weg gezeigt?“, will Zeus von Hedayat wissen, der mittlerweile wieder als blinde Eule im Baum sitzt, im Dunkel hinter den Nadeln verborgen, die goldgrün glänzen im Morgenlicht.

„Er hat mir die Irrwege gezeigt“, erwidert die Eule. „Es ging los mit meiner Angst, wiedergeboren zu werden, und der Angst, schlechtes Karma angesammelt zu haben durch meine Opiumsucht und den Selbstmord. Ramana drehte den Spieß einfach um. Er zeigte mir nämlich, dass das ganze Theater um Karma und Wiedergeburt im Raum der Halluzinationen

stattfindet – mit dem ich natürlich bestens vertraut war durch meine Opiumexzesse. Er zeigte mir, wie groß der Raum der Halluzinationen in Wahrheit ist. Eine Unendlichkeit ist es. Wo ein Mensch einen Gedanken glaubt, da steht er in diesem Raum. Wo ein Wesen seiner sinnlichen Wahrnehmung glaubt, da steht es in diesem Raum. Wo ein Ich sich abgrenzt, da steht es in diesem Raum. Es war verblüffend, auf einmal sah ich, dass die Sucht Teil des höheren Plans für mich gewesen war und nicht Sünde oder derlei Quatsch. Segen und nicht Fluch war es gewesen, tägliche Erinnerung, dass Grenzen nicht wirklich sind, dass Oben und Unten und Hier und Dort und Ich und Du nicht wirklich existieren. Bloß die Klarheit des neutralen Zeugen hatte gefehlt. Und die konnte ich jetzt entwickeln. Ich konnte selbstständig im grenzenlosen Raum der Halluzinationen arbeiten. Ich wusste, was zu tun ist. Und ich begriff auch, dass ich es selbst tun musste, da es mein eigener Schleier war, den es von innen heraus zu lüften galt. Ich hatte wie ein Verrückter versucht, die Mauer zu durchbrechen und nahezu alle Kraft in diesem Kampf erschöpft. Verschwendete Kraft, denn die Mauer, das Ich, ist nichts als eine Fiktion! Du kannst eine Fiktion nicht durchbrechen und schon gar nicht töten.”

„Das muss ein langer Prozess gewesen sein.“

„Länger, als er hätte sein müssen. Weil ich zwischenzeitlich mein eigentliches Ziel aus den Augen verlor. Weil ich fasziniert beobachtete, wie Wesen ihre Welten bauen. Und wie daraus kollektive Welten entstehen. Wie alles verbunden ist. Die Schleier meiner Eltern interessierten mich natürlich, schließlich war mein Schleier mit ihren besonders verwoben. Die Schleier von engen Freunden und etlichen anderen der Milliarden Mitglieder unserer Menschenfamilie. Die Schleier der Religionen, Nationen, Kulturen. Die Schleier von Göttern, von Dämonen. Von Hunden. Von Eulen. Von Säuglingen. Es nahm kein Ende. Es war magisch. Alles ist magisch. Unfassbar ist es, unbeschreiblich, unendlich...”

„Hat Ramana nicht interveniert?“

„Irgendwann schon. Gott sei Dank. Ich sollte mich nicht ablenken lassen, sagte er, der Bardo sei auch nur ein Traum, daher habe er einen Anfang und ein Ende, ich habe also nicht ewig Zeit. Ich begriff sofort und ließ all das, so faszinierend es auch war, fortan links liegen, um mich dem zu widmen, für das ich selbst die Verantwortung trug: dem Albtraum der blinden, wirren, irren Eule. Und je mehr ich sah, dass alle Welt nichts anderes als die Reflektion meines Geistes war, desto mehr von der Welt verschwand. Und mit

der Welt verschwand auch das Selbst. Das Selbst, das ich zu sein halluzinierte, meine ich. Das Selbst, das Teil der Welt ist. Das Selbst, das der Verstand uns spiegelt, das als Welt er spiegelt. Das löste sich auf. Mein Verstand hatte mich schlichtweg ausgetrickst, ich hatte zu zerstören versucht, was es von Anfang an gar nicht wirklich gegeben hat. Ich fühlte mich wie ein Idiot und Versager. Aber anders als früher machte es mir nichts mehr aus. Ich war deprimiert, aber ich war immer noch selig dabei, ich genoss das Elend um die Depression sogar. Und so löste sie sich auf. Alles löste sich auf. Und irgendwann war der Raum leer. Da war keine Welt mehr und kein Selbst. Nur noch der neutrale Zeuge. Der nichts mehr zu bezeugen hatte.”

„Und?“

„Das habe ich Ramana auch gefragt. Ich sollte damit sitzenbleiben, sagte er. Was ich auch tat. Der Zeuge, der nichts mehr zu bezeugen hatte, war bald verschwunden. Und mit ihm der Raum, der ja nur da war, solange der Zeuge ihn sah. Nur Sein blieb. Ich war reines Sein. Ich war nicht Bewusstheit, ich war das Bewusstsein selbst. Ich dankte Ramana überschwänglich. Es sei noch nicht vorbei, sagte er, ich sollte eine Weile als reines Sein sitzen. Ich tat es. Und es dauerte nicht lang, da fiel ich aus dem reinen Sein ins Nichts.

Ich war nichts. Alles war nichts. Ramana sagte, ich solle das Nichts jetzt ins Herz tragen. Im Herzen sein als Nichtsein. Nur noch im Herzen. Ich tat es. Und das Nichts offenbarte das Absolute. Es war das Absolute. Das Ganze, das nichts und alles ist, das alles enthält, alles Gewahrsein, alle Bewusstheit, alles Bewusstsein, alles Sein und Nichtsein. Das Ganze, das ich in Wahrheit bin. ‚Willkommen zuhause‘, lächelte Ramana. Ich lachte und weinte.”

„Da warst du noch im Bardo?”

„Ja, aber die Zeit war so gut wie abgelaufen. Mir wurden verschiedene Lichttunnel geöffnet. Es waren mögliche Inkarnationen. An einem Tor winkten Vorfahren meiner Familie, an einem anderen Tibetische Lamas, das weiß ich noch. Es waren unglaublich viele Tore. Zu menschlichen, tierischen, göttlichen Existenzen. Ich wollte aber nicht. Ich bestand auf meinem freien Willen. Ich bestand darauf, frei zu bleiben – und nicht in diese oder jene Täuschung zurückzugehen. Und siehe da, sie konnten mich zu verlocken und überreden versuchen, aber sie konnten mich nicht zwingen. Und so verschwanden die Tore, die Tunnel, das Bardo. Und ich bin frei geblieben. Und so kann ich hier in der Gestalt der Eule auftauchen und als Hedayat die Nacht mit euch am Feuer sitzen und jederzeit wieder

verschwinden.”



Ich treffe Sarah in einem Restaurant am Flussufer zum Frühstück. Mit Sarah will ich gern wieder ins Bett. Und ihr die ganze Zeit in die Augen sehen, während wir vögeln. Sarah ist Anfang 30, Schriftstellerin aus Dublin. Ihre Augen sind das hellgrüne Schimmern irischen Grases in der Morgensonne, und dann wieder, an einem wolkenverhangenen Tag, das graublaue Flimmern vor der felsigen Küste. Sarahs Haar ist blond, wenn die Sonne darauf scheint, Mondlicht aber und künstliches Licht spiegelt es rötlich. Ihre Haut ist blass und voll von Sommersprossen, sogar auf den Lippen. Die Stirn ist hoch, die Wangenknochen überproportional schmal, so dass ihr Gesicht etwas in die Länge gezogen wirkt, genau wie ihre Nase, die spitz nach vorn läuft. Ihr Mund ist klein, die Lippen schmal, die Zähne scheinen etwas zu groß geraten, der rechte Schneidezahn steht etwas vor. Sarah ist keine Schönheit, ein Pathologe mag es sogar hässlich finden, ihr Gesicht, wenn sie einmal tot auf dem Leichentisch liegt. Sarah hat ein Gesicht, das erst durch den Ausdruck an Schönheit gewinnt. Durch das Leben, das es spiegelt. Durch das

Wesen, das man darin findet, inmitten all seiner Widersprüche. Das Mysteriöse ist Sarahs Schönheit, die Tatsache, dass keine zwei Fotos mit derselben Sarah existieren. Grün und Blau ist Sarah, Rot und Gelb, Erde und Feuer, Luft und Wasser, rau und zart, weich und hart, Sonne und Träne und ewiges Eis. Sarah ist ein offenes Buch mit sieben Siegeln, ein Bild in stetigem Wandel. Bloß ist Sarah nicht der Maler, sondern der Pinsel. Das macht ihren Charme aus.

Und ihre Unberechenbarkeit. Sie kann im nächsten Moment die Tür hinter sich schließen und zwölf Stunden durchschlafen oder aufspringen und die Musik aufdrehen und bis in den Morgen tanzen, obwohl sie todmüde ist. Sie kann Schopenhauer lesen und das Spiel der Welt durchschauen und im nächsten Moment mit Kindern am Strand die schönste Sandburg bauen. Sie kann im vollbesetzten Zugabteil einen Inder zusammenschreien, der seine Frau geschlagen hat, um sich anschließend auf meinen Schoß zu legen und die Decke über den Kopf zu ziehen, um mir einen zu blasen. Sie kann lachen und weinen zugleich.

Ich habe Sarah gestern ihrer schönen Beine und der schmalen Fersen wegen angesprochen, als sie an Jeromes Office vorbeiging – und sie erst dann erkannt! Es muss zehn oder mehr Jahre her

sein. Es war längst nach Mitternacht, und ich hatte in einer vollbesetzten Bar LSD gekauft, sie hatte es mitbekommen und die Hand aufgehoben. Wir kannten uns gar nicht.

Eine Stunde später lagen wir unten am Strand und liebten uns. Ich sah nur noch Sterne. Ich glaube, ich schlief auch ein zwischendurch, zumindest verließ ich die Welt und vergaß, wo ich war, und sogar, dass ich noch in ihr war. Ihr ging es genauso, sie saß ja die halbe Zeit auf mir, ich merkte ja, dass sie zwischendurch einfach innehielt, weil sie im Kosmos unterwegs und nicht mehr in der Hülle namens Körper war.

Als die Sonne aufging, machten wir uns auf den Weg zu meinem Bungalow. Das Leben erwachte gerade, verschlafene Kinder standen vor Bambushütten und gossen sich Eimer Wasser über den Kopf, Rinder wanderten gemächlich mit ihren Kälbern die Wege entlang, kleine Ferkel flitzten durch die Gegend und überall stieg Rauch auf, weil die Frauen das Kochen begannen. Und wir mittendrin auf LSD, völlig wundgeögelt nach einer Nacht in den Sternen. Vier, Fünf weitere Tage und Nächte verbrachten wir noch zusammen, dann flog sie zurück nach Dublin.

Wir blieben noch einige Jahre per E-Mail in Kontakt, dann verlor sich das Ganze. Geschrieben hat sie schon damals, das weiß ich noch.

„Sorry, dass ich gestern keine Zeit hatte. Aber was für ein Zufall! Was machst du denn in Bangkok?“

„Ich bin auf den Weg in den malaysischen Taman Negara Nationalpark. Um das riesige innere, für Touristen gesperrte Terrain zu erkunden. Und du?“

„Ich war zu Besuch in Irland und bin auf dem Weg nach Neuseeland. Ich lebe dort. Mit meinem Mann.“

„Wow“, lache ich. „Glückwunsch! Kinder?“

„Noch nicht.“

„Und wann fliegst du denn weiter?“

„Morgen früh.“

Dann reden wir lange über das Schreiben. Sie schreibt Kurzgeschichten und Romane. Teils auf Deutsch, meist auf Englisch. Außenseitergeschichten. Eine junge Lehrerin, die an ihrem Mitgefühl zugrunde geht, ein Adoptivkind, das zurück nach Nepal geht und seine Wurzeln sucht, solche Sachen. Im Moment arbeitet sie an einem Roman über eine magersüchtige Kunstturnerin, die nach Malawi geht und zum ersten Mal hungernde Kinder sieht. Ich erzähle von meinem Buch über den unendlichen Raum des Hyperbewussten, hauptsächlich, um sie in mein Zimmer zu locken.

„Lass es!“, höre ich Narziss sagen, was

merkwürdig ist, eigentlich hält er seine Klappe seit damals, seit meiner Liebesgeschichte mit Maria in Antigua. Aber damals war es ganz was anderes, damals hingen wir ja noch ständig zusammen an der Glocke von Sergejew. Heute lässt er sich nicht mehr blicken. Er beeinflusst das Geschehen aber aus der Ferne, ich merke es ganz genau. Bis hinein in meinen Willen. Bis in meine Gedanken, bis in mein tägliches Leben hinein. Es lässt sich nicht ändern, wir schwingen ja als eins.

Damals, die Liebesgeschichte mit Maria betreffend, hat er ein Riesentheater gemacht. Aber gut, es hat ihn ja auch direkt betroffen, Guatemala ist schließlich sein Terrain, er lebt ja dort. Nach Antigua fährt er zwei Sonntage im Monat, um im Parque Central Porträts von Touristen zu zeichnen. Ich saß oft in dem Park herum, als ich dort war. Ein Portrait kam für mich natürlich nicht in Frage, aber wir kamen ins Gespräch, und da ich Interesse an seinen Bildern zeigte, lud er mich zu sich nach Hause ein. Er lebt in seinem kleinen Maya-Dorf am Atitlan-See unweit von Antigua. Seit zehn Jahren schon. Bis auf seine Eltern, die alle paar Jahre zu Besuch kommen, ist nichts geblieben von seinem alten Leben. Das Gewesene ist allmählich verblasst, und mit ihm die Nostalgie. Verblasst und versunken in den Tiefen des Sees. Malen, das ist alles, was er

noch will.

Zu wenig für einen 52jährigen, möchte man meinen. Aber er hat schnell gelebt. Auf der Überholspur, ohne Rücksicht auf Verluste. Jahre der Drogen und Partys unter dem Vorwand, Kunst zu studieren, gefolgt von Jahren des Reisens um die Welt, auf fünf Kontinenten, drei Reisepässe voll. Ganz nach meinem Geschmack. Dann ist er leider abgedriftet. Bis zum Exzess. Jahre der Askese in Ashrams und Klöstern folgten, Jahre zu Füßen von Meistern, Jahre des Tiefseetauchens auf der Suche nach den Perlen der Mystiker.

Und schließlich stand er da mit Anfang 40, ohne jede Ahnung, wie es weitergehen sollte. „Ich habe alles Wissen in mich hineingefressen und wieder ausgekotzt“, sagte er damals selbst, „mich vögeln lassen von der Welt und die Frucht dann abgetrieben.“

Das Blatt war wieder leer. Und er am Ende. Ganz allein. Mit leeren Händen. Leerem Herzen. Leerem Geist. Und leer von Wünschen – dem Wunsch also nach einem einfachen Leben. Aufstehen, meist noch vor der Morgendämmerung. Malen bis nach Mittag. Eine Runde schwimmen. Kochen, Essen, einen Kaffee trinken. Wieder Malen, bis die Sonne untergeht. Und schließlich auf der Gitarre Klimpern bei

einem Glas Wein, bis die Müdigkeit kommt. Das ist sein Alltag seit zehn Jahren. Ich weiß es so genau, weil ich damals fünf, sechs Monate blieb. Meist schlief ich draußen in der Hängematte. Daher kenne ich auch seinen einzigen Zeitgenossen sehr gut: einen weißen Papageien, der in dem Baum vor seiner Hütte wohnt. Ein heiterer Geselle, der es liebt, in der Sonne zu singen, und einen gleich zurück ins Jetzt holt, wenn man in Gedanken zu versinken droht. Eine Frau, scheint es, hat auch er nicht. Und er scheint auch nicht besonders erpicht darauf, eine zu finden. Ich habe es jedenfalls nie erlebt, dass er, wenn aus der Ferne eine Antwort erschallte auf seinen Gesang, losgeflogen wäre, um die potentielle Gefährtin genauer unter die Lupe zu nehmen. Er scheint zufrieden mit seinem Einsiedlerleben, genau wie Narziss.

Seine Bilder nimmt Narziss erst gar nicht mehr mit nach Antigua. Seine Bilder kauft niemand. Die Leute stehen bloß ratlos davor. Er selbst nennt seine Arbeit „das Spiel mit der Leere“. Von Formen hat er sich längst verabschiedet, sie interessieren ihn nicht groß. „Das Absolute suche ich darzustellen“, sagte er einmal selbst, „Rumis Baum der Liebe, den Baum ohne Stamm, dessen Äste und Wurzeln ins Unendliche reichen. Formen sind natürlich Teil davon. Aber eben nur

als Spiegelbilder. Ich möchte die Stille in die Klänge bringen. Ich möchte das Unsichtbare in Farbe malen. Ich will verbinden, was eins ist. Was ich male, ist natürlich nichts, was Menschen inspirieren würde. Es ist nichts, was Menschen lieben würden. Es ist noch nicht einmal etwas, das Menschen hassen würden. Ich bin ein Vogel geworden, der singt in einer Frequenz, die niemand mehr hört. Und es ist gut so, finde ich. Es ist gut für meine Kunst. Und vor allem für mich selbst. Welcher Segen es ist, in ihren Augen zu versagen, davon weiß die Welt natürlich nichts. Ich jedenfalls liebe meine Bilder. Weil eben beides drin ist, Tod und Leben. Leere und Fülle, die Ganzheit und die Welt der Splitter. Es gab Zeiten, da ich mich geliebt wissen musste, um den Glauben an meine Existenzberechtigung nicht zu verlieren. Als eine Frau nicht Frau sein konnte an meiner Seite, weil ich anderes von ihr brauchte, die Antwort, die mich bestätigt, das Auge, das mich liebt und bewundert, einen Grund für meine Zweifel, für meine Launen, einen Sündenbock, eine Stute, auf der ich davonreiten konnte aus meiner Welt.

Erst im Alleinsein sind wir uns selbst ganz und gar ausgesetzt. Was wir anderen gewesen sind, das sind wir nun uns selbst. Vielleicht ist es ein Kampf, das Alleinsein, ein ewiger Widerstreit

zwischen dem Freund, dem Feind, der wir uns sind. Vielleicht verzehren wir uns im Kampf wider uns selbst, vielleicht sterben wir an ihm. Vielleicht werden wir wahnsinnig an uns selbst. Vielleicht vergeben wir uns selbst und werden schließlich ein ganz anderer, der Zeuge des Freundes, des Feindes, des Wahnsinns, den wir in uns tragen. Vielleicht lernen wir, mit den Gegensätzen zu spielen, zu tanzen, sie zu verwandeln in etwas Schönes, in etwas Gutes: in unsere eigene, einzigartige Art zu leben.“

Jedenfalls lasse ich Narziss so gut es eben geht links liegen und fokussiere mich auf Sarahs blaugrüne Augen.

„Ich weiß nicht, was genau du meinst mit dem Begriff hyperbewusst. Klingt zunächst etwas abgehoben. Und inneres Labyrinth, ich weiß nicht, sind es nicht Tausende? Aber gib mir doch mal ganz Konkretes an die Hand, damit ich fassen kann, wovon du eigentlich redest.“

Ich erzähle im Prinzip die gleiche Geschichte, die ich Shelley erzählt habe, mit Mamas Tod anfangend, gehe aber über Milena hinaus, zumal Sarah als Literatin ja viele meiner Figuren und auch Homers Ilias kennen dürfte.

„Wow“, sagt sie, streicht mir über die Hand und verdrückt eine kleine Träne. „Es tut mir so leid, das mit deiner Mama.“

Ich rufe den Kellner und zahle. Wir gehen vor die Tür. „Was jetzt?“, fragt sie.

Ich mache ein paar Vorschläge: zu ihr ins Zimmer gehen, etwas von ihr lesen. Oder zu mir, Gras rauchen und reden. Oder LSD kaufen und ans Meer fahren.

„Nummer drei schon mal nicht“, lacht sie.

Es ist schon absurd alles. Dass man sich nicht mehr anfassen darf, während man Bilder im Kopf hat, die intimer nicht sein könnten. Ins Körpergedächtnis eingravierte Erinnerungen wohlgeordnet, nicht irgendwelche Luftballons im virtuellen Raum der Imagination. Sie setzt sich gleich auf die Couch und wartet, dass ich ihr den Laptop bringe. Ich setze mich daneben und trinke ein Bier. Sie will auch eins. Ich zünde einen Joint an. Sie will auch. Schon ist meine Hand in ihrem Schoß, schon ist ihre Zunge in meinem Ohr, schon fallen wir übereinander her, klar, unsere Körper wussten es gestern schon, es war längst ausgemachte Sache. Wir trinken und rauchen und vögeln den Tag und die Nacht durch, wie zwei Süchtige im ersten Rückfall nach Jahrzehnten des Entzugs, völlig vertraut sofort, uns völlig zuhause fühlend, riechend, schmeckend mit der Haut des anderen.

Der Körper ist tausendmal weiser als der Verstand. Darum müssen wir es ja für Zufall

halten, dass wir uns wiederbegegnen sind. Weil wir meinen, das neuronale Netzwerk des Körpers ende mit der Haut. Dabei umfasst es alle Körper, alle Räume, alle Welten und wird von diesem Ganzen her bewegt, während wir Idioten denken, unser Körper gehöre uns.

Wir reden auch viel. Über damals, über heute. Über ihre Ehe, die nicht leicht ist, schon jetzt nicht mehr. Über das Kali Yuga und andere Zyklen. Über den Tod und über unsere ewigen Gesichter. Im Morgengrauen schlafen wir nach einem letzten Liebesakt völlig erschöpft auf der Couch ein. Als ich wach werde, ist Sarah nicht mehr da. Sie hat eine Notiz auf dem Glastisch hinterlassen:

„Very early in my life it was too late.“

Marguerite Duras, Hyperconscious Lover



Als ich gegen Mittag in Jeromes Office vorbeischaue, erzählt Mick mir, wie er am Morgen in einem fremden Zimmer aufwachte mit gebrauchtem Kondom und ohne Portemonnaie und BBC splitterackt im Badezimmer liegend vorfand. An den Verlauf des Abends können sich beide nicht richtig erinnern, Mick weiß nur noch, dass er vom Flughafen

zurückgekommen ist, weil er seinen Flug zurück nach Kanada verpasst hat, und meint, sich zu erinnern, dass BBC im Suff die Hosen herunter gelassen hat spät am Abend im Straßencafé, eine Mutprobe, die er sich selber ausgedacht hatte. BBC bestreitet das zwar, aber es wäre nicht das erste Mal. BBC ist immer noch besoffen. „I hate all of you“, ruft er und hebt sein Frühstücksbier, „you and you and you!“

Es ist immer wieder frappierend, BBC so enthemmt zu sehen, zumal er nüchtern sehr auf jede Äußerung und jede Geste bedacht ist, in großer Angst, aus dem unsichtbaren Rahmen zu fallen und das Recht auf Zugehörigkeit einzubüßen. Er erzählt begeistert von einer Schlägerei mit zwei Australiern in einer Bar und irgendeiner Schwedin, die er letzte Nacht angeblich abgeschleppt hat. Bei ihm weiß man nie. Neulich hat er Jerome und mich nach Shanghai eingeladen zur Hochzeit seiner Schwester und über die Feierlichkeiten hinaus, sein Haus stehe ohnehin leer, wir könnten dort wohnen, solange wir wollten. Ich sagte zu, zumal ich die Stadt noch nicht kenne, und auch Jerome war gleich Feuer und Flamme („Okay, let’s go now! Let’s go to the airport!“). Am Nachmittag, als wir in dem einzigen Café saßen, das Jerome noch nicht Hausverbot erteilt hat, nahm BBC

seine Einladung wieder zurück. Die Erklärung, die er dazu vor sich hin nuschelte, war nicht zu verstehen, es fragte auch niemand weiter nach.

Weil es die ganze Zeit so geht. Am Anfang glaubt man ihm alles, er kommt einfach sympathisch rüber, sieht nett aus, ist umgänglich und intelligent, und er hat Stil, einen coolen Stil, Armani-Jeans, Jockey-Unterhemd, Oakley-Sonnenbrille. Warum sollte er nicht stellvertretender Asienchef seines Senders und sogar schon Villenbesitzer sein mit seinen 36 Jahren? Und dass er Wing Chun-Meister ist, glaubt man auch, man weiß ja sowieso nicht, was das ist. Man wird erst mit der Zeit ein wenig stutzig. Dann fängt man schon an, sich zu fragen, ob er seine Kreditkarte vielleicht gar nicht verloren, sondern irgendwo versteckt hat. Aber so gut, dass er sie selbst nicht wiederfindet. Sie ist zwar nicht ganz weg, die Karte, aber fast, also stimmt es so gut wie, sowas in der Art. Vielleicht schafft er es sogar, das Verstecken gänzlich vor sich selbst zu verstecken und die freudige Überraschung zu glauben, wenn sie wieder auftaucht, in Shanghai, irgendwo zwischen seinen Klamotten. Und über die Tatsache hinwegzusehen, dass die Gelder, auf die wir täglich warten, weil er damit seine Schulden bei uns bezahlen will, nur deswegen seit einer Woche

schon nicht ankommen, weil er seine Mutter und seine Geschwister zwar kontaktiert, aber ganz vergessen hat zu bitten, ihm die 1000 Dollar zu schicken.

Dazu passt die Beobachtung, dass eine selbstreflexive Ader, ein Geschmack an der Frucht der Ehrlichkeit, der sich im Dialog spiegeln würde als Interesse an der Welt des andern, nicht vorhanden ist, er tut einfach, als gäbe es keine Tiefe, und gibt, abgesehen von seinem Arsch, nichts preis und fragt auch nicht. Er redet jedem nach dem Mund, besonders den Frauen. Daher liegt natürlich nahe, dass er auch sich selber nach dem Mund redet. Vielleicht ist seine Jeans zwar von Armani, aber Armani made in China. Und die vollbusige Perle von letzter Nacht war zwar schön und klassisch blond und blauäugig, aber keine Schwedin, sondern ein operierter Lady Boy mit gefärbtem Haar und Kontaktlinsen. Und er ist zwar stellvertretender Asienchef bei der BBC, aber die BBC hat auch nur zwei festangestellte Mitarbeiter in Asien. Das Frappierende ist, dass man das Gefühl hat, dass man BBC foltern könnte, und er würde sich trotzdem in Lügen verstricken, einfach weil er gar nicht mehr weiß, was die Wahrheit ist.

Auf Dauer ist es doch ziemlich ernüchternd, mit meinen sogenannten Kumpels in Jeromes

Office abzuhängen, egal, wieviel wir saufen. Es ist schon leer irgendwie. Als sei ich in einem früheren Leben, aber nicht als ich selbst, sondern als Fremder. Vertraut ist das alles bloß aus der Erinnerung. Wenn ich aus dem Raum der Erinnerung herausgehe, verschwindet der Filter, und die Gegenwart ist neu, und ich sehe fremde Menschen sitzen und saufen und Mist labern.

Als Kultur, denke ich mir, blühen die nicht gerade. Saufen in die Selbstvergessenheit, nicht in die Tiefe. Kindlicher Rausch, der die Konsequenzen ignoriert. Das genau ist ja der Hedonist. Das ist auch Jerome. Aber es ist auch der Michel, der abends die Nachrichten schaut und anschließend den Tatort. Was er da konsumiert, das macht etwas mit ihm. Das sieht er aber nicht. Er sieht nicht, dass ihm etwas verkauft wird. Noch sieht er, was er kauft. Und welchen Preis er dafür bezahlt. Mir wird derweil immer klarer, welchen Preis ich für Narziss zahle. Wie er mich mehr und mehr meiner selbst und damit meiner Welt entfremdet. Und obwohl ich es weiß, ist es hier und da nicht zu verhindern.

Als ich gerade gehen will, kommt zufällig Mayuree vorbei, und Jerome, der sie nicht kennt und nichts von unserer Verbindung weiß, spricht sie natürlich gleich an („Excuse me, money or love?“), was sie ignoriert, meinen Blick aber liest

sie sehr genau, und da er sie willkommen heißt ohne einen Haken, folgte sie meinem Winken und setzt sich auf den freien Korbstuhl neben mir.

Wir wechseln ein paar Worte, und ich nehme sie an die Hand und wir gehen zu dem Guesthouse, in dem wir einst zusammengelebt haben. Unser Zimmer ist besetzt, und so landen wir ein Stockwerk höher in einem Zimmer zur Straße. Ich schließe die Tür hinter uns, drücke sie an die Wand und schiebe ihren Rock hoch und dringe in sie ein. Erde und Feuer, Luft und Wasser, rau und zart, weich und hart, Sonne und Träne und ewiges Eis. Was soll ich machen, ich liebe dieses Mädchen.



Turkey ist nach wie vor mit seiner Fackel im Bohrloch unterwegs. Nach anfänglichen Schwierigkeiten bohrt er jetzt nur noch minutiös senkrecht in die Tiefe. Am schwersten fällt es ihm, sein Ichsein zu bezweifeln. „Look!“, rief er gestern wutentbrannt und verpasste sich links und rechts eine Ohrfeige, dass es nur so schallte, ganz als könne und müsse

das Schallen in meinen Ohren mich endgültig überzeugen, dass er tatsächlich er sei und nichts und niemand sonst. „Here!,” schrie er und hob die rechte Hand, „My fucking hand...” – er verpasste sich noch eine – „...into my fucking face!”

In dem Moment machte ich natürlich eine Ausnahme und nahm ihn mit auf eine große Runde entlang des Chao Praya. Es ist ja überhaupt ein Wunder, dass er es tatsächlich konsequent durchzieht, Tag und Nacht in seinem Zimmer zu bleiben und gemäß meiner Instruktionen seine ganze Welt auseinanderzunehmen – ohne zu wissen, was dabei herauskommen wird.

Da wir eine Weile am Ufer standen und eine rauchten, während die Mönche zur Mittagsstunde chanteten und riesige Wolkenschwaden über unsere Köpfe hinwegzogen, klopfte ich ihm auf die Schulter: Ob er denn absolut sicher sein könne, dass es wahr sei, dass er hier sei, dass er Turkey sei, fragte ich.

„No“, sagte er nach einer Weile leise.

Und wie es denn aussähe, wenn er es einmal umdrehen würde?

Heute ist Turkey wieder guter Dinge. Sein Gott scheint verschwunden, jedenfalls isst er den Teller leer, den ich ihm serviere, mitsamt des Schweinefleisches. Letzte Nacht habe er im

Traum einem blonden Touristen die Fresse poliert, und zwar ohne jeden Anlass, einfach so, erzählt er mit fragendem Blick, während ich die Melone schneide.

Guter Traum, finde ich, Gesetz der Dualität, wer gern das Opfer sei, der sei nicht weniger der Täter, auch wenn er nichts davon wissen wolle.

Vom Umdrehen aller Gedanken ist er begeistert, er tue es ständig, erzählt er, und habe schon mehrmals lange überlegen müssen, bis er sich wieder erinnert habe, was sein Problem sei. Weniger die Dönermaschinen, Schlaflosigkeit ist derzeit offenbar seine Hauptsorge, er schlafe nie länger als ein paar Minuten und wache gleich wieder auf, informiert er mich achselzuckend.

Fantastisch, erwidere ich, er werde wacher und wacher.

Turkey zuckt die Achseln. Und alles, er deutet auf seinen Rücken, seinen Brustkorb, seine Beine: Alles tue ihm weh.

Fantastisch, erwidere ich wieder, und Turkey zuckt wieder die Achseln.

Bevor ich gehe, zeige ich ihm noch, wie er von nun an atmen soll – tief in den Bauch nämlich, ganz bewusst, in langsamerer als der gewohnten Frequenz. Und immer auch des Momentes zwischen Ein- und Ausatmung gewahr, in dem er nicht atme. Und diesen Moment im Herzen

spürend.

Mayuree hält ihren Mittagsschlaf. Sie sieht so friedlich aus. Es täuscht. Sie hat sich nicht verändert. Eine Angriffsfläche, und sei sie noch so klein, sie findet sie, eine Schwäche, sie drückt den Finger in die Wunde. Viel findet sie aber nicht. Ich lache mit ihr über mein Alter, meinen Bierbauch, meine Latschen, meinen Namen, was auch immer. Ich registriere gar nicht mehr, ob eine Seifenoper läuft, wenn ich arbeite, oder ihr Finger mir im Ohr herum pult, wenn ich in die Tiefe atme. Ich merke auch kaum noch, ob ich eine Minute oder zwei Stunden lang vor der verschlossenen Zimmertür warte.

Gestern erst habe ich Geld für ihren Bruder verweigert – sie kochte noch Stunden danach vor Wut und wäre auch sofort davongerannt in die nächste Bar, wenn sie nicht genau wüsste, dass ich schon auch Freudensprünge machen würde, wenn sie wieder weg wäre. Ihre Wackler mit dem Arsch für fremde Augen bekomme ich natürlich ganz genau mit. Mir entgeht auch kein noch zu kurzer Flirt mit einer anderen Hand.

Sie ist schon Nutte durch und durch. Geworden vielleicht in ihrem Jahr allein mit ihren Plastiktüten. Oder sie ist es schon vorher gewesen. Ich war ja auch schon immer ein Lüstling. Die erste Muschi einer

Klassenkameradin habe ich mich sechs inspiziert. Die Stunde im Gebüsch werde ich nie vergessen. Nicht nur der rote Adidas-Trainingsanzug und der rosa Slip, jedes Detail von ihr ist mir noch in Erinnerung, bis zum Geruch ihrer Haare, ihres Nackens, meines Fingers. Ich wäre als Frau wahrscheinlich auch Hure geworden, deshalb schaue ich auch nicht auf Mayuree herab. Eros ist es. Und Mayuree ist voll davon. Wenn sie über die Straße geht, wird sie von jedem zweiten Männerauge gevögelt. Mindestens.

Aber da ist eben noch der andere Teil von ihr, die unberechenbare Wut, die ganz ohne Testosteron auskommt, das unerlöste Feuer der Frau, vom irrtümlichen Glauben entfacht, die Welt trage die Schuld für das, was sie geworden ist. Heras Wut. Hera ist nicht die Göttin der Ehe. Hera ist die Göttin der Rache. Der Rache an ihrem Gatten, Zeus.

Zeus setzte einst ein Unwetter in Szene, verwandelte sich in einen Kuckuck und suchte Zuflucht in Heras Schoß – und das alles nur, um sie zu verführen. Mayurees erste Liebe im Bett mit ihrer Schwester – und seither bestraft sie ihn, nicht den einen Mann, aber den Mann an sich, der sich als unwürdig erwiesen hat. Ich zahle quasi das Blutgeld für den Wichser, der Mayurees Schwester gevögelt hat.

Und Mayuree liebt ihre Wut, sie verherrlicht ihren Dämon, sie liebt die Stärke, die sie darin sieht. Wer weiß, ob es wirklich so war, ihre Geschichte, die sie rächen will am Manne, man müsste auch den Freund, man müsste auch die Schwester fragen, womöglich sah Mayuree lediglich, was sie sehen wollte, in einer harmlosen Kissenschlacht, womöglich sah sie, was sie sehen musste, weil sie einen Anlass brauchte für den Hass auf den Mann, den Vergeltungsschlag, den Vernichtungsschlag, die Höchststrafe, den Mord auf Weiberart, das wortlose Verschwinden, um nie mehr wiederzukommen.

Wer weiß, was sie wirklich rächt an Wunden, an Gewalt, die sie erfahren hat, wer weiß, was sie nicht erinnert, was aus dem Verborgenen wirkt und Rachlust provoziert. Vielleicht ist es ja Teil des weiblichen Erbguts geworden, vielleicht sind es die Generationen vor ihr, die durch sie wirken, vielleicht ist sie vom Blut her bestimmt, Männern die Schwänze abzuschneiden. Hier in Thailand ist das ja immer noch gang und gäbe, man liest jeden zweiten Tag von im Schlaf überraschten Ehemännern, die als Notfälle in der Chirurgie landen, ganz anders als im Westen, da sind die Männer schon kastriert.

Ich gebe Mayuree fast gar kein Geld. Aber vielleicht sollte ich. Als Freier, der sich bedienen

lässt von der Hure, die sie ist, und dafür bezahlt, fünfzig Dollar die Nacht, ein sauberes Geschäft. Vielleicht wäre es besser so, vielleicht könnte ich dann Yuka vögeln und trotzdem meinen Schwanz behalten. Was mich nur stört, ist, dass Hera vollkommen vergisst, dass sie sich ja hat verführen lassen, als der Kuckuck unter ihrem Gewand plötzlich Hände und Lippen hatte, die sie liebkosten, und einen Schwanz, der sich an ihr rieb. Ihre eigene Leidenschaft hat sie verführt, ihre eigene Sinnlichkeit hat sie betrogen. Es ist die Macht der Natur, die uns zu Lüstlingen und Huren degradiert. Beide Seiten, nicht nur ihn. Warum hasst Mayuree nicht auch ihre Schwester und damit alle Frauen, die Schwester wird doch schließlich auch gejauchzt haben vor Lust?

Hera kann ihren Selbstbetrug aber nicht zugeben, sie hielte den Riss nicht aus, der durch sie als Frau ginge, wenn sie es täte. So schob sie das Schwarz der Begierde ganz dem Manne zu. Wahrscheinlich spricht man daher ja vom schwarzen Peter. Heras Eifersucht, Mayurees Wut, weibliche Rache, all das ist Schutzschild gegen den Riss, in dem alles Lichte zu verschwinden droht. Mama hat den Riss auch nicht ausgehalten. Ich habe ihn auch nicht ausgehalten. Er ist auch nicht auszuhalten.

Der Gedanke, Mayuree als Nutte zu bezahlen,

erregt mich, und ich krieche unter die Bettdecke. Sie erwacht zu meiner Zunge in ihr, der Sex ist gut, sehr gut. Es ist alles absurd. Ich bin absurd. Halb Stier, halb Schwan, Dämon und Mensch, Geist und Natur, dunkler Stern an keinem Himmel. Wir springen unter die Dusche. Ich will schon wieder. Was los sei, lacht sie, und ich stoße zu. Ich weiß es doch selbst nicht, wir wissen doch nie. Mit dem Tod hat es zu tun, glaube ich. Ich sterbe bald, glaube ich. Ich will es auch, glaube ich.

Kurz darauf stürmt Jerome zur Tür herein. Er hat mal wieder die Nacht in Polizeigewahrsam verbracht und schiebt seither regelrechte Panikattacken. Er müsse hier raus, schreit er ununterbrochen und verfasst paranoide Briefe an Freunde in aller Welt, er sei in großer Gefahr, man werde ihn töten, der Botschafter müsse umgehend informiert werden und derlei. Wer sollte ihn töten wollen? Eins in die Fresse hauen, okay, aber töten?

Jerome jedenfalls will noch heute zur Grenze nach Kambodscha fahren, die Strafgebühr für sein abgelaufenen Visum bezahlen und aus- und neu einreisen, zumal ihm die Abschiebehaft droht und da, meint er, würde er verrecken. Zunächst fragt er mich, ob ich wisse, wo Mick stecke, was ich verneine. Turkey? Ich zucke mit den Achseln.

Schließlich fragt er mich, ob ich ihn begleiten könne, er sei etwas neben der Spur und es sei niemand mehr da.

Das stimmt natürlich, Yuka ist gestern Richtung Laos weitergezogen, Shelley zurück im Flüchtlingslager und BBC nach großem Tamtam um tausend Dollar, die jede Minute für uns ankommen sollten aus Peking von seinem Vater, nach Shanghai verduftet, nicht ohne sich noch einmal dreißig Dollar zu pumpen. Mal sehen, ob und wann er wieder auftauchen wird. Und so sage ich zu und frage Mayuree, ob sie nicht mitkommen wolle als Übersetzerin. Sie ist begeistert von der Idee.

Nach der fremden Hand, die neulich unter dem Tisch auf ihrem Bein lag, habe ich bislang nicht gefragt. Und auch nach keiner anderen fremden Hand. Wozu? Ich will ja nicht Pärchen spielen. Was Jerome offenbar anders deutet, nur weil wir Seite an Seite sitzen und Mayuree ihren Kopf an mich schmiegt, während sie aus dem Fenster schaut („Man, you have your wife, I have nobody! I need a woman!“), und so läuft er die halbe Fahrt lang, die Bierflasche in der Hand, durch den Zug und baggert Frauen an („Excuse me, are you born?“), was natürlich für einigen Unmut sorgt unter den Thais. Was wiederum Jerome in Rage bringt, sodass dreimal lautstarke

Streitereien zu hören sind: „Fuck you, man! Are you from Babylon?“ Einmal kommt er in Wut angelaufen, „I will shoot this guy!“, schreit er.

„You have gun?“, fragt Mayuree.

„No gun, fuck!“, schreit er, und Mayuree hat einen Lachkrampf, dass sie keine Luft mehr kriegt, „want to shoot, but no gun ...“, röchelt sie immer wieder, derweil Jerome längst alles vergessen hat und lauthals mit einigen Schulkindern diskutiert, die natürlich kein Wort verstehen: „I lost my passport, my wallet, my money, I lost so much, I even lost myself. You know?“

An der Grenze vergeht Mayuree das Lachen, nicht nur, weil sich herausstellt, dass Jerome einen Stempel der zuständigen Behörde in Bangkok in seinem vorläufigen Reisepass benötigt, um ausreisen zu können, den er natürlich nicht hat, sondern auch, weil wir um ein Haar festgenommen werden von drei der thailändischen Grenzsoldaten, die, offenbar unbedingte Unterwürfigkeit gewohnt, auf Jeromes Charme hin („Come on, brother, we spent five hours in the fucking train!“) eine Aggressivität („Who your brother? Who your brother?“) und Herablassung („We not same! You shit! Understand? Shit!“) an den Tag legen, die nach Vergebung schreit.

Nachdem wir wie Hunde hinausgeworfen

worden sind und Jerome das gebratene Hühnchen, das sie für uns gekauft hat, an die streunenden Hunde verteilt hat, als sie auf dem Klo war, platzt Mayuree endgültig der Kragen: „Fuck you, man! Fuck!“

„Who? Me?“

„Yes, fuck you!“

Entsprechend entpuppt sich die Taxifahrt als wahrer Alptraum. Mayuree, nun endgültig in Solidarität mit ihrer thailändischen Sippschaft und gegen uns, sitzt vorn auf dem Kommandostuhl, damit Jerome den Fahrer nicht nervt, und giftet ständig nach hinten („Let’s buy beer, okay?“, „Shut up, okay?“). Zwischendrin wirft sie immer wieder einen hastigen Blick auf ihre Armbanduhr, der Illusion der Zeit komplett verfallen. Der Fahrer, ein wortkarger geleckter Affe und Konformist, der, obwohl er nur achtzig fährt, um Sprit zu sparen, das Lenkrad fest umklammert mit beiden Händen, als jage er einen Rennwagen durch die Kurve, dabei geht’s immer nur geradeaus seit Stunden, tut sein Übriges dazu, Rauchen verboten, Bier verboten, man meint sogar, Reden sei verboten, trotz der knapp sechzig Dollar bis nach Bangkok, das Missfallen seinerseits ist deutlich spürbar und auch sichtbar in seinem regelmäßigen Kontrollblick in den Rückspiegel, sein Urteil über uns, sein

Richterspruch über sich selbst, und ich verneige mich vor seiner Wahl, sein Selbstentwurf sei Wirklichkeit und er ein anderer als wir.

Ach Herz, so übertoll und gänzlich leer zugleich! Niemals mehr in den Rat, den männerehrenden, ging er; niemals mehr in die Schlacht. Doch Mitgefühl zernagte das Herz ihm, daß er wiederkam. Als nunmehr die zwölfte der Morgenröten emporstieg, kehrten heim zum Olympos die ewigwährenden Götter. Aber Zeus vom Ida im schöngeräderten Wagen trieb zum Olympos die Ross' und kam zu der Götterversammlung. Dort nun löst' ihm die Rosse der Erderschütterer Poseidon, Hub aufs Gestell den Wagen empor, und umhüllt' ihn mit Leinwand. Er, dem goldenen Throne genah, der Ordner der Welt Zeus setzte sich; unter dem Gang' erbeben die Höhn des Olympos. Jene, getrennt von Zeus und allein, Athenäa und Here, saßen, und wageten nichts zu verkündigen, oder zu fragen. Aber er selbst vernahm es in seinem Geist, und begann so:

„Als Gott der Götter und Herrscher im Donnergewölk ging ich fort. Zurück komme ich und sage euch: Ich war dumm! Reine Marionetten war ich, naives Kind auf der Bühne der Zeit. Eure Macht ist bloß Wahn, eure Unsterblichkeit bloß ewiges Gefängnis. Ihr werdet geträumt, und ihr

wisst es nicht. Nicht ihr thront über der Wirklichkeit – die Täuschung thront über der Wirklichkeit. Und damit über euch. Sie täuscht euch, ihr steht nicht auf dem Olymp, und ihr seid nicht frei. Sklaven seid ihr wie die Menschen. Futter seid ihr wie die Tiere. Vergeben sollt ihr, nicht verurteilen! Erkennen sollt ihr, nicht herrschen! Eure Augen sind blind, eure Ohren sind taub. Wisst ihr, was die Buddhisten über die Götter sagen? Habt ihr denn je von der Ashtavakra Gita gehört? Eure Bewusstheit ist schreiend klein. Säuglinge seid ihr im Spiel der Wirklichkeit. Aber es ist nicht zu spät, es ist nie zu spät...”

“Nehmt ihn fest und legt ihn in Ketten”, unterbricht Kronos seinen Sohn, “und dann bringt ihn zu Hades. Im dunkelsten Kerker der Unterwelt sperret ihn ein – und werfet den Schlüssel weg!”

Natürlich spreche ich später im Zimmer an, dass ich ihr Verhalten beschissen fand, und es kommt zum Streit.

„No, I am bad, you are right.“

Ich gehe zu ihr, nehme ihr die Plastiktüten aus der Hand, streiche ihr über die Wange und hänge ihre Klamotten fein säuberlich zurück in den Schrank.

Als ich mich später an den Computer setze, tue

ich, als sei es die normalste Sache der Welt, doch wer ist es, frage ich, als sie den Fernseher ausschaltet, um nicht zu stören, und selber sich vom Bett erhebt und ungebeten an die Arbeit macht und summend Jeromes verdreckten Rucksack wäscht, im Badezimmer, mitsamt all seiner Klamotten, und anschließend den Boden wischt und unsere Betten frisch bezieht und Essen holen gehen will von ihrem eigenen Geld.

„Okay“, sage ich nur, doch wer ist es, frage ich, als sie mich bittet, Jerome zu holen, der nicht schlecht staunt, als er schließlich eintrudelt, ein Festmahl steht für uns bereit mit eisgekühltem Bier dazu und Whiskey, wer ist es, frage ich, als sie mit Liebe unsere Teller füllt und ihren eigenen nicht zeigt, da sie vor uns verbergen will, dass sie auf Hühnchenfleisch, das knapp ist, selbst verzichtet, wer ist es, frage ich, wer ist es?



Teilweise ist es anstrengend mit Turkey, weil er immer Rückfälle erleidet. Es ist wie bei einem trockenen Alkoholiker, genau so. Heute zum Beispiel war er wieder mit Schuld- und Wertlosigkeitsgefühlen beschäftigt, als ich am Mittag in sein Zimmer kam. Er wisse, dass es nicht wahr sei, sagt er, aber es tauche immer

wieder auf, er könne da nichts machen.

Ich hielt ihn an, erst einmal lange tief zu atmen und zu sich zu kommen. Um dann voll reinzugehen in die Gefühle, sie ganz zu erleben, auch körperlich. Und sie dann von der Intensität her einzustufen auf einer Skala von null bis hundert. Und die Intensität dann auf 200 zu bringen. Auf 1000. Und schließlich ins Unendliche zu steigern.

Als ich da war, hat es funktioniert und die Gefühle haben sich ganz aufgelöst. Ob sie wiederkommen oder es ihn wieder hineinzieht, wer weiß. Und ob er sich dann auch allein damit in die dunkelste Sekunde der dunkelsten Stunde vorwagen würde, kann auch niemand wissen. Zumindest hat er jetzt ein paar Werkzeuge an der Hand.

Letztlich wird er ja gar kein fremdes Gerät mehr brauchen. Und mich sowieso nicht. Aber solange er seekrank ist und die Automatik noch nicht funktioniert, macht es einfach keinen Sinn, das Schiff selbst zu steuern. Noch wird ihm schwindlig, wenn seine Wirklichkeit wieder und wieder auf den Kopf gestellt wird und er nicht mehr weiß, wo oben und wo unten ist. Er kann den Überblick ja auch noch gar nicht haben. Zunächst muss er sich akklimatisieren. Er muss in die Tiefe atmen, er muss im Dunkeln sehen

lernen. Das Bohren muss sich automatisieren. Und dann das Springen. Und das Fallen. Sonst lernt er nie Fliegen. Genau das sagte ich ihm auch. Turkey nickte vehement, obwohl er, glaube ich, kein Wort begriff.

Ich trinke mein zweites Bier und genieße die Show. Jerome steht mitten auf der Straße und regelt mit prophetischen Gesten und üblichem Geistesfluss den spärlichen Verkehr („You must stop here, brother, sorry! Only the sky has no borders!“), während Mayuree über die Straße tanzt und Rabattkarten verteilt für das Restaurant ihrer Freundin mit weniger prophetischen, aber unverhohlen anzüglichen Gesten und großem Spaß am Spiel mit den Männern, die dem Spiele nicht gewachsen sind am helllichten Tage und ohne Promille, die verlegen Kärtchen greifen statt der Einladung zum Tanz – und da fällt mir auf, dass die Beiden sich nicht unähnlich sind. Beide lieben sie die Welt der Form, beide lieben sie das Spiel mit ihr, und beide wollen sie gesehen sein dabei, auch Jerome, der durchaus zu kokettieren weiß mit seinem schwerelosen Flug, wenn er nicht besoffen ist, besonders Skandinavierinnen gegenüber: „Tell me a better story than mine. Save my story with your story. Come, sit down and save me!“

BBC ist verschollen seit mittlerweile einer

Woche, ohne Lebenszeichen aus Shanghai, geschweige denn dem Geldtransfer, den er uns versprochen. Nun ist klar, was er verkauft hat: Eine Sau hat er als Pfau verkauft. Doch warum uns, warum einer Gruppe von Verlierern, wie er uns sicher sieht, von Saufkumpanen allemal, die es nicht die Bohne interessiert, ob seine Schwedin einen Schwanz hat und ob er nun Chef vom Sender BBC ist oder womöglich doch nur Manager des ‚Blue Berry Cafés‘ in Shanghai.

Wenn ich es mir recht überlege, kann BBC gut und gerne Journalist sein mit seiner immensen Angst vor der Wahrheit. Auch Manager. Politiker. Verkäufer. Versicherungsvertreter. Womöglich kann er gar nicht mehr anders, womöglich ist es sein Leben, eine Sau als Pfau zu verkaufen, und dann das Weite zu suchen, ehe sein Lügengerüst zusammenbricht. Mitsamt dem Profit, den er eingestrichen hat mithilfe seiner Rolle. Klettert er die Karriereleiter weit genug nach oben, wird er natürlich irgendwann erpresst ob seines Lügengerüsts, das gehört ja zum Tagesgeschäft in den oberen Etagen. Von unserer Seite hat er nichts zu befürchten. Man wundert sich nur, dass es solche Typen wirklich gibt. Man kennt sie ja sonst nur aus dem Fernsehen.

Aber wie gesagt, ich glaube nicht, dass er es selber so sieht. Ich bin fast sicher, er nimmt sie

sich ab, die Überraschung, wenn seine Kreditkarte wieder auftaucht. Nicht nur uns, auch sich enthält er die Wahrheit vor, damit die Lüge nicht aufliegt. Denn er lügt ja nicht zuletzt aus Eitelkeit, und Eitelkeit ist der sicherste Schutz vor der Wahrheit. Wer weiß, wer er wirklich ist. Er selbst am wenigsten. Als Sohn des Ostens hat man's auch nicht leicht in der Hinsicht, von der Konditionierung her. Die Familie bleibt heilig, die Schatten und Wunden geheim, der Kodex bewahrt – und bei BBC kommt wahrscheinlich noch dazu, dass er obendrein noch Sohn des Wohlstands ist, ein Kind aus reichem Hause, das zu lange in der Sonne saß, ein amerikanisierter Chinese, falls er denn Chinese ist, dein bester Freund, bis es dir einmal schlecht geht, weil er den Schatten nicht gewachsen, weil er ein Kind geblieben ist, ein lächelndes Kind, das die Nacht ewig verbergen, das die Sonne kaufen will, dass noch lernen muss und wird, dass Menschsein auch heißt, alles zu verlieren – und dass es gut so ist, weil der Mensch alles verlieren muss, ehe er alles gewinnt.

Vielleicht wird er sie irgendwann zeigen, die Schatten, und nicht nur im Suff, und ihn irgendwann wagen, den Schmerz der Geburt, und seine Maske abnehmen und seiner Wirklichkeit ins Auge schauen. Er wollte es ja, er wollte sie

ausziehen, die Scham, den Stolz, er wollte seinen Arsch zeigen, und er wollte lachen mit uns, lachen über alles, was der Mensch so gern verbirgt, seine ganze Jämmerlichkeit, seine ganze Lächerlichkeit. Ich verstehe sie jetzt, seine öffentliche Entblößung: Es war sein erster unbeholfener Schritt, ein erster jämmerlicher Gehversuch, eine erste lächerliche Annäherung an das Mädchen seiner Träume: die Wahrhaftigkeit.

BBC könnte viel von Jorge lernen, einem kleinen Jungen von sechs oder sieben Jahren, den ich damals in Antigua kennengelernt habe. Der Junge gehörte eigentlich in die Schule, wollte aber unbedingt meine verdreckten Lederschuhe putzen. Ich lehnte immer wieder ab, doch er lief mir einfach nach, durch die halbe Stadt. Ich versicherte ihm, ich habe jetzt keine Zeit und tröstete ihn auf später. Jorge entgegnete mit Leidensmiene, er sei nur noch bis Mittag in der Stadt und fahre dann in sein Dorf zurück. Um ihn loszuwerden, sagte ich schließlich zu, bis Mittag zurück am Plaza Grande zu sein. Natürlich vergaß ich es und erinnerte mich erst wieder, als ich am späten Nachmittag auf der Parkbank saß und der Junge plötzlich vor mir stand.

„Lügner!“, rief Jorge.

„Du auch!“, erwiderte ich.

„Stimmt. Wir sind beide Lügner“, befand

Jorge. „Wir
sind gleich!“

„Ja“, sagte ich, „wir sind beide Lügner. Wir
sind
gleich.“

Und der Junge nahm die ihm gebotene Hand
und nickte zufrieden. Mehr brauchen, mehr
wollen wir nicht, dachte ich mir.

Die Kellnerin kommt schon zurück mit dem
nächsten Bier, ein junges Ding mit zarter Stimme,
hübsch und schüchtern, ein Engel, der vielleicht
noch einmal fallen wird, auf dass ihm größere
Flügel wachsen, doch bisweilen scheint sie ihre
Ruhe zu haben vor ihren Teufeln, genau wie die
alte Frau, die mit aller Sorgfalt einen Teller
Hühnerfleisch als Opfer darbringt vorne am
Altar, so wie die zwei Mönche, die
vorbeistolzieren, Asketen, die vielleicht noch
einmal spielen, die vielleicht noch einmal schlecht
zu sein vermeinen werden irgendwo auf dem
weglosen Weg, ach, und die Touristin, die so
unsicher durchs Blickfeld jagt, als gebe es auf
Reisen einen Grund zur Eile, die viel zu warm
angezogen ist, weil sie sich, man sieht es ihr gleich
an, für hässlich hält, für viel zu dick und hässlich
für die Welt, die strenge Richterin in ihr, sie mag
es nicht, was sie im Spiegel sieht, und so läuft sie
davon vor ihrem eigenen Spiegelbild, ein Lauf um

die Welt und zu sich zurück, denn jedes fremde Auge sieht das Bild, wie sie es sieht, versichert ihr der eigene Wahn, ein hässliches Spiel, das sie treibt mit sich selbst, genau wie BBC, an den ich immer wieder denken muss, wer würde so schäbig die Freunde betrügen, wer würde für Geld seine Würde verkaufen, allein ein Geist, der unheil ist, spielt solch ein Spiel, ein hässlicher Lauf mitten hinein in die eigene Hölle, ein Irrweg, der noch zu gehen ist, bis alle Irrwege gegangen sind. Ein jeder lebt sein eigenes Leben, und derweil er meint, dass er es wählt, wird er gelebt, wird er bewegt, hin zu dem, das nie vergeht.

Wie wäre Buddha als Frau? Wäre er Mayuree ähnlich, meiner Schlangentänzerin, die lockt und lacht und Männer nach sich süchtig macht? Oder Veronique, der französischen Fotografin, die Jerome gerade bearbeitet („We could be happy, you and me, tonight, oui ou non? Wäre er wie Yuka, stolz und stark und frei als letzter Samurai, oder wie Sarah, beständig als ewiger Wandel, als wilde Schönheit der irischen See, oder wie Shelley, die Retterin der Birmanesen bis hinein ins eigene Bett? Oder wie Jerome, den ich mehr und mehr dem weiblichen Geschlecht zuordne, als Weib im Geiste sozusagen?

Wie jede, wie alle Frauen, glaube ich. Auch wenn sie selber noch nichts davon wissen. Und es

ist gut so. An einem bestimmten Punkt wird das Wissen hinderlich. Da musst du alles wieder auskotzen, was du in dich reingefressen hast. Da musst du selber aus dem Weg gehen, damit es weitergehen kann. Sonst lernst du nie fliegen.



Mayuree lässt sich neuerdings jeden Morgen um sechs von mir wecken. Seit einer Woche schon. Die ersten vier Tage musste ich sie in aller Hergottsfrühe zum Tempel begleiten, sie traute sich, glaube ich, nicht alleine hin. Die Idee war auf ihrem eigenen Mist gewachsen, viel länger hätte ich es nicht mitgemacht, zumal es sich auf dem Bett ebenso gut meditieren lässt und man nicht Gefahr läuft, Versenkung oder irgendwelche Demutsgesten bloß vorzutäuschen um fremder Blicke willen. Und die Opfergaben – ich weiß es nicht. Was soll Buddha mit fünf Bananen anfangen?

Der große Geist, er sieht die Form ja gar nicht mehr, die Bestechungsversuche sind also ganz und gar nutzlos, Spiegel bloß des Rechners im Kopf. Blumen, okay, Blumen riechen nach Liebe, nach Geben ohne Haken. Dann die Konflikte mit einer der Nonnen, die Mayuree die ersten Tage nur mit

Blicken, am letzten Tag jedoch auch verbal ermahnte, in ihrem kurzen engen Kleid dürfe sie den Tempel nicht betreten, woraufhin Mayuree zurückfauchte, dann solle sie ihr Geld für ein längeres geben, sie habe keins! Dennoch war sie bestürzt hinterher und schwieg den ganzen Vormittag lang und schwor, nie wieder einen Tempel zu betreten.

Und es ist auch traurig. Ich habe selten etwas Schöneres gesehen als dieses Mädchen, wenn es da kniet in ihrem weißen Kleid auf dem roten Teppich, den Blick gesenkt vor ihrem goldenen Buddha, ganz still, ganz hingegen, ganz unschuldig. Wenn sie dort keinen Platz habe, diese Schönheit, habe ich ihr gesagt, dann gut, mögen sie uns aussperren aus ihren Tempeln, mögen sie ersticken in ihren Kutten, sie seien doch sinnlos, die Kämpfe. Jerome erklärte es besser: „You are a temple!“

Und so sitzt sie seither mit mir auf dem Zimmer in Stille. Ich weiß noch, wie sie sich damals immer über mich lustig machte, wenn ich meditierte, und absichtlich den Fernseher lauter stellte. Einmal nur stellte sie auf lautlos und schloss selber die Augen, aber nur, weil ihre Nichte eingeschult wurde und ihr Bruder kein Geld für die Schuluniform hatte und sie sich daher gezwungen sah, die existenziellste aller

Fragen an ihren Buddha zu richten,: „What number lottery?“

Das ist heute ganz anders. Es ist, als sei plötzlich der Geist in ihr erwacht und hätte Kierkegaards Dämon bezwungen. Sie meditiert nicht nur, sie hat auch wieder zu kochen begonnen, vormittags bei einer Freundin im Straßenrestaurant, was uns allen zugutekommt, nicht nur, weil sie immer etwas Anständiges zu Essen mitbringt, sondern vor allem, weil man endlich einmal sieht, wer sie ist, wenn sie liebt, und wie und was sie liebt: Sie liebt Blumen, jeden Morgen geht sie Blüten pflücken am Ufer des Chao Praya für unser Zimmer und für ihr Haar und für kleine Kränze, die sie daraus bastelt, sorgsam Stiel um Stiel verknüpfend.

Sie liebt es, die Wäsche zu waschen im Badezimmer, in aller Seelenruhe, stundenlang, und dabei vor sich hin zu singen, thailändische Lieder, traurig und schön, Lieder der Sehnsucht, nehme ich an, ein riesiges Repertoire an Liedern, die sie auswendig kennt, und sie trifft die Töne in mindestens vier Oktaven, ich hätte nie gedacht, dass sie so singen kann.

Sie liebt es, unsere Plastikteller anzurichten mit den verschiedenen Gerichten, die sie gekauft oder selber gekocht hat im Straßenrestaurant ihrer Freundin, mit großer Liebe fürs Detail,

nicht nur geschmacklich, auch visuell, jeder Teller ist ein kleines buntes Kunstwerk.

Sie liebt es, mich auf die Palme zu bringen, das nach wie vor, sie nutzt noch immer jede Gelegenheit, doch ist es jetzt anders, sie weiß, dass es Spiel ist, wir wissen es beide, und wenn ich ihre Grimasse imitiere oder ihr Fluchen, dann lacht sie mit mir, sie braucht die Wut nicht mehr, das Schutzschild, das Harte, das Grobe, die Boten der Angst, sie sind verflogen aus ihrem Gesicht, das weicher und sanfter ist, genau wie ihr Herz, regelrecht schön ist es, es strahlt, es strahlt ganz still, von innen heraus. Sie weiß, sie ist sicher mit mir, sicher nicht im Sinne einer materiellen oder emotionalen Absicherung – schließlich ist sie der Tatsache gewahr, dass ich bald abreisen werde meines ablaufenden Visums wegen und keine Pläne mache die Zukunft betreffend, dass sie also bald wieder auf sich gestellt sein wird, allein mit ihren Plastiktüten – und dennoch, sie ist sicher, und das spürt man, sicher im Sinne einer inneren Geborgenheit, die keiner Sicherheit bedarf, einer Geborgenheit im Augenblick, die frei macht, zu lieben.

Sie wird nicht leugnen können, diese Geborgenheit erfahren zu haben. Und sie wird nicht leugnen können, dass sie glücklich war in dieser Zeit, grundlos glücklich, selbst in ihren

Träumen, da sie, wie sie morgens im Bett begeistert erzählt, Streithähne in Buddhas Licht führt und Schlangen tanzen lässt und Babyelefanten nährt an ihrer eigenen Brust. Sie wird nicht leugnen können, dass dies möglich ist, dass alles möglich ist.

Ich frage sie, was sie tun werde, wenn ich nicht mehr da sei.

„Go fuck again!“

Warum nicht kochen?, frage ich.

Das Geld reiche hinten und vorne nicht.

Und wenn Geld keine Rolle spielte, was dann?

Dann würde sie das Land des Vaters vom Nachbarn zurückkaufen, antwortet sie ohne Zögern, das Haus wieder aufbauen und dort ihre Nichten großziehen.

Ich erzähle ihr vom Tod meiner Mutter, der Lebensversicherung, der Ahnung, dass ich bald sterben werde.

Ob ich krank sei, fragt sie.

Vielleicht, sage ich.

Dann solle ich mitkommen aufs Land, es sei schön dort, sie würde mich pflegen, sie habe das jahrelang getan für ihren Vater, sie würde es gerne tun.

Erstmal müsse das Haus ja stehen, lache ich und erzähle ihr auch gleich von dem Buch, das ich schreibe.

„You are writing about me?“

Ja, erwidere ich, und ich wolle die Rechte am Buch auf sie übertragen.

Dann muss ich ihr den Inhalt wiedergeben, sie versteht natürlich nur Bahnhof, aber willigt schließlich ein, mit mir zum Anwalt zu gehen. Und dann gleich zur Bank. Als wir gerade loswollen, ruft die Rezeptionistin an und stellt einen Anruf für mich durch. Es ist das Sirjjaj-Hospital, man informiert mich, dass Jerome dort in der Nacht als Notfall eingeliefert worden sei und mich als Angehörigen angegeben habe, ich solle bitte sofort vorbeikommen und bitte eine Kreditkarte mitbringen oder genügend Bargeld, 10.000 US-Dollar, die als Kautions zu hinterlegen seien!

Jermoes Office ist leer, aber Chris, der Besitzer der Bar gegenüber winkt mich zu sich und erzählt ganz aufgeregt von letzter Nacht. Offenbar gab es einen Kampf. Laut Zeugenaussagen riss dem Thai, dessen Freundin Jerome anbaggerte, gegen vier Uhr morgens der Geduldsfaden und er setzte seine Warnungen in die Tat um, das gezückte Messer in Jeromes Bauch zu rammen. Er verstehe den Thai, meint Chris, der zugegen gewesen war bis kurz vor der Tat, es sei gewissermaßen Notwehr gewesen, Jerome habe alle Grenzen überschritten, nicht nur dem Mädchen gegenüber

(„Excuse my dick, have you been fucked today?“), aus irgendeinem Grund habe er es vor allem auf ihren Freund abgesehen und ständig vor ihm gestanden mit geballter Faust, er sei bereit zu kämpfen, eins gegen eins, „You and me!“, habe er immer wieder geschrien. Es sei wahnwitzig gewesen, zumal der Thai anfangs absolut cool geblieben sei und Jerome nur belächelt und später sogar den Tisch gewechselt habe zusammen mit seiner Freundin, um eine Eskalation zu vermeiden. Doch Jerome habe alle Versuche seitens der Anwesenden, ihn davon abzuhalten, wütend in den Wind geschlagen („No! I have to fight this fight!“) und sei ihnen gefolgt.

Jerome muss gewusst haben, dass dieser freundliche junge Thai viel zu gutmütig war, um die Angelegenheit gleich zu klären und ihm auf die erste Respektlosigkeit hin das Maul zu polieren, dafür aber, wenn sich die Gutmütigkeit einmal vollends erschöpft haben würde, mit einem Schlag, mit einem Messerstich alles vergelten würde, was sein friedfertiges Wesen ihn zuvor hatte schlucken lassen. Will man getötet werden, ist ein friedfertiger Mensch der beste Kandidat, die eigene Zähigkeit der Kampfeslust vorausgesetzt. Und Jerome hatte diese Zähigkeit, und er bekam, was er wollte. Was wir fürchten, sagt die Lehre des Unbewussten, das wünschen

wir im Grunde. Und so macht sie nun Sinn, die Paranoia, die Jerome hatte die letzten Tage über, die Angst, getötet zu werden, der Wunsch, der nun erfüllt worden ist. Fast.

Und dafür, dass der Plan nicht aufging, soll ich die Zeche zahlen. Werde ich auch tun. Und mich dann verabschieden auf Nimmerwiedersehen von Jerome. Das Maß ist voll. Er war ja schon gestern Morgen völlig besoffen und erschien trotz Hausverbots im Hotel und hämmerte wie wild an die Tür – auch noch, nachdem ihm von innen her und von Seiten der herbeigeeilten Rezeptionistin versichert wurde, es sei die falsche Tür, weil er nämlich sicher war, wir verarschen ihn – und wurde dann selbst gegen mich aggressiv, er würde mich töten, schrie er, als ich aus der oberen Etage angerannt kam, wenn ich ihm nicht auf der Stelle sein gesamtes Geld gebe – ich hatte es noch von der Fahrt zur Grenze her, weil er es so gewollt hatte. Gut, sagte ich, holte seinen Pass und sein Geld und warf ihn hinaus.

Er liegt in seinem Krankenbett und heult. „The doctors say I will be okay. Man, the only time I ever cried like this was at a Buddhist temple. I cried for three hours!”

Ich sage ihm, dass ich die Kautions für ihn hinterlegen werde und dann nie wieder von ihm hören wolle. Ob er das kapiert?

„Yes!“, nickt er. „Thanks!“, weint er. „Sorry!“, heult er.

Ich will mich eigentlich umdrehen und gehen, merke aber, dass ich stehenbleibe und ziemlich laut werde. Was die ganze Scheiße solle? Warum er ohne Unterlass saufe, ob er nicht Manns genug sei, den Schmerz der Nüchternheit zu tragen? Warum er von früh bis spät den Narren spiele, wo er die Leichtigkeit doch nur inszeniere, um der Schwere zu entgehen? Was für ein Schisser er sei, der bloß aus Angst vor der Landung immer weiterfliege, der bloß deshalb ständig mit der Welt der Form tanze, weil er den Tanz aus der Tiefe nicht wage! Der lieber tot sein wolle, als einen Fuß auf den Boden setzen zu müssen, im Gefängnis vielleicht, oder in einem beruflichen Alltag, oder in schwerer Krankheit, einem langsamen läuternden Sterben! Und aber nicht einmal die Eier hätte, sich selber das Leben zu nehmen, sondern einen anderen Menschen bräuchte, der es für ihn täte, so dass er diesen Menschen mit in seine Scheiße zöge! Dass ich nur für ihn hoffen könne, dass er alles dafür tun werde, dass der Thai nicht in den Knast käme.

Als ich vor dem Krankenhaus am Steg stehe, fühle ich mich so kaputt. So erschöpft. Völlig gebrochen. Der Mensch entwickelt sich nicht, er entfaltet sich nur, sagt Frisch. So fühlt es sich an.

Als sei ich als Splitter ganzer geworden. Schärfer von den Kanten her, tödlich für mich selbst. Es ist, als hätten meine Worte an Jerome mir gegolten, als sei es meine Schuld, als sei alles meine Schuld und ich von dieser Last zu erdrücken. Als sei ich das erste Wesen überhaupt, der Riese Ymer, dessen Körper zerschnitten wird: Mein Schädel wird der Himmel, meine Knochen zu Felsen, mein Blut füllt das Meer. Als sei ich Purusha, als sei mein Körper das Universum, und als sei die Opferkette eben deshalb endlos, weil sie mit mir, Purusha, dem kosmischen Sisypheos beginnt – und gleichsam endet, denn letztlich fresse ich alles wieder auf. So schließt sich der ewige Kreis.

Da ich am Steg sitze, beobachte ich eine junge Thai, die hinter ihrem Stand steht und grüne und gelbe und rote Chilis kleinhackt und frage mich, ob ihr vielleicht gar nicht der Schärfe wegen die Tränen kommen, sondern weil sie die Schönheit in den bunten Farben und das Wunder darin sieht, dass es Früchte sind, die leben, und sich erinnert, dass auch sie Bewusstheit sind, die Wurzeln schlagen, Luft atmen und wachsen will. Vielleicht weint das Mädchen, weil wir töten und zerhacken müssen, wenn wir leben wollen. Allein im beobachtbaren Universum explodieren pro Sekunde ein paar Dutzend Supernovae und

löschen ganze Planeten aus und hunderte Nachbarsterne gleich mit. Das Unheimliche ist überall. Es ist der Riss durchs Universum, den wir nicht sehen wollen. Der Riss, durch den wir letztlich verschwinden. Götter wie Menschen. Zeus ist selbst nur ein Glied in der Opferkette. Eines der ersten Opfertiere, eine gigantische arme Sau, ans kosmische Kreuz genagelt. Nach seinem Ebenbild ist der Mensch geschaffen. Wir teilen dasselbe jämmerliche Schicksal.

Zwei bettelnde Kinder mit leeren Plastikbechern in den kleinen Händen kommen auf mich zu. Ich suche schon meine Taschen nach Scheinen ab, als zwei Polizisten die Kinder am Kragen packen und auf die Straße jagen. Die Reichen werden vor den Armen geschützt. Die einen sind hier, um ihr Blut zu lassen, die anderen, um es zu trinken. Und der Platzverweis ist die Gardine vor dem Fenster des Grauens. Die Welt will ja um jeden Preis in ihrer Wirklichkeit bestehen bleiben. Als Dasein, das seine Risse kaschiert und wie durch Zauberhand aus dem Sichtfeld manövriert und im Verborgenen deponiert. So lebt der Michel. Und so stirbt er auch. Und so stirbt er aus.

Bootsfahrt mit dem erstbesten anliegenden Schiff, gewiss, dass es entweder flussaufwärts oder flussabwärts fährt, mehr Richtungen gibt es ja

nicht. Die Pfeife des Schiffsjungen ertönt, der Motor heult dumpf auf. Also flussabwärts! Ich stehe da inmitten von Schulmädchen vorn am Bug, den Kopf in den Wind gestreckt. Der Fluss ist gesäumt von Pfahlhäusern, Holzbaracken vielmehr, vor denen Frauen ihre Wäsche waschen mit der bloßen Hand, langsam, geduldig, Kleidungsstück für Kleidungsstück. Da und dort steht ein Alter mit einer selbst gebastelten Angel am Ufer und wartet, dass ein Aal anbeißt. Hier und da nackte Kinder, die in den schmutzigen Strom springen.

Dann plötzlich wieder monströse Wolkenkratzer zwischen den Baracken, zwanzig-, dreißig-, vierzigstöckig, Balkon an Balkon, Grand View, Luxusapartments, die sich niemand leisten kann. Traditionelle Holzboote preschen vorbei, vorn sitzen filmende Touristen, hinten am Yamaha-Motor stehen sonnenverbrannte ehemalige Fischer und drehen am Gas, dass Wasser spritzt und Frauen jauchzen.

Narziss sagte mir einmal, er habe den Raum des Hyperbewussten als Selbstmörder betreten. Im Grunde sei der Selbstmord für ihn beschlossene Sache gewesen, seit er denken könne. Zumal er nie begriffen habe, wie man Gefallen am Hyperbewussten finden könne, dass Camus' Sisyphos dort glücklich würde, wie Hesses

Steppenwolf dort tanzen, wie Frischs Gantenbein dort spielen könne. Für ihn sei es nicht genug gewesen, im Traum zu erwachen, er habe tot sein, er habe aus dem Traum erwachen wollen.

Und jetzt merke ich, wie Narziss mir die andere Tür geöffnet hat, die zu dem größeren Tod. Dem Tod, den du über Jahre, über Jahrzehnte stirbst. Und ich merke, dass ich diesen Tod längst sterbe. Ich merke, wie ich immer mehr in Hesses Raum für seine ‚echten‘ Selbstmörder übergleite, für jene Steppenwölfe, die sich nie das Leben nehmen. Bis sie es vielleicht doch tun. Ich sehe es mittlerweile so: Wäre Rilkes Panther in Mayas Käfig nicht sein Dasein leid und lieber tot, er könnte niemals aus dem Traum erwachen.

Bloß geht der Traum, wenn er denn daraus erwacht, einfach weiter. Schlimm ist das nicht mehr. Es scheint einfach witzlos. Nicht nur für den Panther, sondern auch für die Wachheit im Panther, den Zuschauer seiner Existenz in Mayas irrsinniger Welt. Und so ist der physische Tod mehr als willkommen. Das ist die Determination, die das wache singuläre Tier in den Bardo mitnimmt.

Der Panther könnte dort noch gewissen Verlockungen erliegen, auf falsche Versprechen, leere Drohungen, autoritäres Gebaren hereinfliegen. Die Wachheit zum Panther nicht.

Ich verstehe jetzt, was Narziss meinte, als er sagte, die wache Eule bleibe frei. Hedayat muss nicht als blinde Eule in der Kiefer sitzen, aber er kann, wenn er will. Jetzt oder auch im Gestern, im Morgen. Hier und in jedwedem anderen Raum, in jedweder anderen Welt.

In Mayas Welt sieht Freiheit natürlich etwas anders aus. Alles ist um 180 Grad verdreht, Freiheit kommt hier als amerikanischer Dreckstraum daher. Als vorgetäushtes Idyll hinter zugezogenen Gardinen. Dabei wird Blut serviert zum gemeinsamen Abendbrot. Würde der magische Baum des Hyperbewussten hier gen Himmel wachsen, er würde sofort abgehackt.

Er muss in die Tiefe unter der Erde wachsen: als all das, was die Welt verbirgt vor sich selbst. Fast wie Atommüll. Aber ohne Halbwertszeit. Als Zerfall und Strahlung, die nie verschwinden. Weil es ja umgekehrt ist, weil ja die Welt darin verschwindet. Um ihr Verschwinden vor sich selbst zu verbergen, darum bohrt die Menschheit tief ins Gestein, um dort, in tiefster Finsternis zu lagern, was sie vergessen und nie wiedersehen will. Und so habe ich es auch gemacht.

Zeus ist zurück im Garten der Musik. Der Ton, der ihn eben noch ins Unendliche trug, ist plötzlich verschwunden. Es ist ganz still. Unendlich still. Unerträglich still. Es ist die

andere Unendlichkeit. Die unerträgliche Unendlichkeit, in der alles verschwindet. In seiner Verzweiflung versucht Zeus, als Donner, als Blitz in das Nichts zu fahren. Doch vergeblich. Dann erscheint Mozart darin, aber diesmal nicht allein. In Mozart taucht der Geist Don Giovannis auf. Und im Geist Don Giovannis der Geist Kierkegaards.

„Ich bin Don Juan“, lächelt die Erscheinung. „Dein menschliches Spiegelbild. Der Basso continuo zum Donner. Der Gleitfunke zum Blitz. Nach deinem Ebenbild bin ich erschaffen. Mein Wesen ist Musik. Ich entfalte mich von innen heraus zu einer Welt von Tönen. Und löse mich gleichsam in der Musik auf. Bloß habe ich, anders als du, nie geheiratet.“

Hera. Die Erinnerung tut weh. Zeus sitzt lange da mit dem Weh. Heras Weh. Und seiner Schuld dazu.

Kierkegaard lacht. „In der Natur erscheint der Horizont zuweilen dunkel, bewölkt; zu schwer, sich selbst zu tragen, ruht er auf der Erde und hüllt alles in sein nächtiges Dunkel; man hört einzelne hohlklingende Töne, doch nicht in Bewegung, mehr wie ein dumpfes Murmeln mit sich selbst. Da erblickt man an der äußersten Grenze des Himmels, tief am Horizont, einen Lichtschimmer, welcher rasch um die Erde läuft;

im selben Nil ist er erloschen. Bald aber zeigt er sich wieder, wächst an Stärke, beleuchtet momentan mit seiner Flamme den ganzen Himmel.

Im nächsten Augenblicke scheint der Horizont noch finstrier; aber noch rascher, glutvoller lodert er auf; es ist, als verlöre die Finsternis selbst ihre Ruhe und gerate in Bewegung. Sowie das Auge in dem ersten aufblitzenden Schimmer die Feuersbrunst ahnt, so ahnt unser Ohr in jenen hinsterbenden Bogenstrichen das Ganze der Leidenschaft. In jenem aufblitzenden Lichtpunkte regt sich etwas wie Angst; es ist, als werde er unter dem tiefen Dunkel in Angst geboren – ebenso ist Don Juans Leben. In seiner Seele regt sich eine Angst, welche aber mit der Energie seines Wesens eng zusammenhängt, ja eins mit ihr ist. In der Ouvertüre lässt sich keineswegs, wie man wohl gesagt hat, die Stimme der Verzweiflung hören. Don Juans Leben ist fürwahr nicht Verzweiflung; vielmehr ist es die ganze Nacht der Sinnenlust, welche unter Ängsten geboren wird. Don Juans innerstes Wesen ist diese Angst, welche sich gerade als die dämonische Lebenslust äußert.

Nachdem Mozart auf diese Art Don Juan hat entstehen lassen, so entwickelt er sein Leben vor uns in den tanzenden Violinklängen, in denen er

leicht und flüchtig über dem Abgrunde hin und her jagt. Wie wenn man einen Stein derart schleudert, daß er die Oberfläche des Wassers schneidet, dann eine Zeitlang in leichten Sätzen darüber weiter hüpfen kann, wogegen er augenblicklich in den Abgrund sinkt, sobald er zu hüpfen und zu springen aufhört: ebenso tanzt er über dem Abgrunde, lustig jubelnd in der vergönnten kurzen Frist.“

„Vielleicht“, sagt Zeus, „ist es Zeit, zu sinken.“

„Vielleicht“, erwidert Kierkegaard. „Keine persönliche Beziehung, keine Seelenliebe, keine Macht dieser Welt kann Don Juan bezwingen: nur der Geist vermag es.“

Zeus hört die Oper bis zum Ende. Vielleicht ein letztes Mal. Er weiß, der Blitz hat ihn getroffen, der Geist hat ihn gerufen, er ist als die andere Glut entbrannt. Der lustige Tanz über dem Abgrund ist einstweilen vorbei. Der Stein will zurück in jenes Dunkel fallen, das ihn einst als Angst gebar.



Was er jetzt tun werde, frage ich Turkey zum Abschied.

Noch einige Wochen allein im Zimmer bleiben, sagt er, und dann vielleicht in die Türkei fliegen, um seine Eigentumswohnung in Antalya zu verkaufen.

Eigentumswohnung? Warum ich denn dann seine Miete und sein Essen zahle?

Sie sei ja noch nicht verkauft. Er werde mir Geld schicken, wenn es soweit sei, das schwöre er auf seine Mutter!

Unfassbar, denke ich mir. Wir reichen uns die Hand. Turkey dankt mir überschwänglich, er wisse wieder, wer er sei, sagt er, was natürlich Unsinn ist, er kann allenfalls wissen, wer er nicht ist, aber glaubte, zu sein. Und das scheint er auch zu wissen, zumindest die Leidensmiene ist verschwunden mitsamt des ewigen Opfers.

„I'm okay now“, sagt er.

Zumindest weiß er jetzt, er kann in einem fremden Land allein in einem dunklen Zimmer sitzen, tagein, tagaus, und sie bezwingen, seine Dämonen, die ewigen Klagen und Sorgen, das ewige Spiel um Schuld und Sühne, und in Frieden sein. Es ist jetzt zumindest Teil seiner Welt, das Zimmer, in das er sich zurückziehen kann, wann immer er will. Klar, kein Schatten gibt sich kampflos geschlagen, gewonnen ist noch nichts. Ich lege ein paar hundert Dollar auf den Tisch und diktiere ihm eine Liste mit ein paar Dutzend

Büchern, die es eigentlich auch auf Türkisch geben müsste. „Okay“, sagt er, „I will read.“

Das kann er natürlich gar nicht wissen. Wenn ich gleich weg bin, werden die Karten völlig neu gemischt. Ich halte nicht viel von Menschen, ich würde niemals auf einen setzen, da bin ich ganz bei Narziss. Der hat die Menschen einmal so beschrieben: „Man sieht ja immer nur die Wellen, die auf der Oberfläche brechen. Dazu kommt aber noch, was in der Tiefe verborgen liegt an Dreck. Da ist ja auch der ganze konditionierte und programmierte Mist dabei. Der ganze Scheiß, den deine Eltern, die Gesellschaft, das Blut dir mitgegeben haben. Teile davon sind so tief verschüttet, dass sie höchstens alle zehn Jahre mal aufgewirbelt werden. Hinzu kommen die Lügen, nicht nur die bewussten, das ist nur die Oberfläche. Da unten geht's erst richtig rund, da muss man mit richtig schwerem Gerät ran, will man das Gestein aufbrechen und die inneren Verließe freilegen. Schreckliche Arbeit ist das, Millionen Mal schrecklicher, als unter Tage Kohle zu scheffeln. Weil du unter Tage leben musst für eine Zeit. Und deine Tunnel ganz alleine graben, ohne Taschenlampe, ohne Schutzhelm, ohne Atemmaske, ohne Sauerstoffgerät.“

Abendessen allein am Flussufer. Wenn der wache Blick die Welt umfängt, die wartenden

Menschen vorn am Steg, die kreuzenden Boote im bräunlich glitzernden Strom, die kleinen Wölkchen fern am blauen Horizont, dann wird im Innern alles ruhig und vergisst sich, das Denken verliert sich im Augenblick, zeitlos –

bis man zurückkehrt, seine Hand vor sich auf dem Tisch liegen sieht und erinnert, wer man zu sein glaubt.

Den Tropfen am Glasrand hängen sehen, das Glas zur Hand nehmen, den Ärger spüren, weil der Tropfen sich ausgerechnet in dieser Millisekunde vom Glas löst. Das Kalt auf deiner Hand zerrinnen sehen. Die Angst dazu fühlen und die leise Ahnung, dass es mich nie gegeben hat.

Abendspaziergang über die Straße des Königs, Schritt für Schritt lockt Bar um Bar, Sog des Blutes, Einladung zum dämonischen Tanz über dem Abgrund, der immer weitergehen muss. Und fort und weiter! Auf den Vorplatz des Palastes, wo Menschen schlafen, eingehüllt in bunte Decken, mitten auf der Wiese. Schlafend wach lieg ich in der Wüste, auf der Wiese, ein Obdachloser unter Obdachlosen, orientierungslos geborgen in einem unbekannten Anderswo. Einmal kommt eine alte Frau auf mich zu. „You okay?“, fragt sie – und ich nicke.

Sie legt ihre Hand auf meinen Scheitel, steht da

mit geschlossenen Augen, in sich gekehrt, minutenlang. „Okay“, sagt sie dann. „Okay.“

Und ich lache.

Schon geht sie wieder, dorthin, woher sie gekommen ist, wo ihr Mann ein Feuer bereitet, gleich hier, mitten auf der Wiese. Verdorrter Palmzweig, zerkleinert und in die Flamme geworfen, Zweig der Angst, in der Sonne der Wahrheit verdorrt, verbrennt, vergisst, was war und werden will, verglüht zu Rauch, zu Rauch allein. Verbrannt, bis nichts mehr zu verbrennen war, zerstört, bis nichts mehr zu zerstören war und das Unzerstörbare zutage trat.

Rauch, der in der Luft sich auflöst und verschwindet.

Ich atme ein, Ich atme aus. Ein Moment des Nichtatmens.

Der Blick sucht nichts und findet alles, die Straße des Königs, das neu bepflanzte Blumenbeet mit den roten und weißen und gelben Tulpen, den Vorplatz des Palastes, auf dessen Gras die Menschen liegen, auch jetzt, am späten Abend, und schließlich den Mond, ein orangeroter Ball, der – kitschig genug – gleich über dem Königsporträt hängt und heller leuchtet als alle Laternen.

Bedürfnis nach Ehrlichsein: allein sein im Jetzt, nichts hinzu-, nichts hinwegdichten,

urteilslos sein, dem Fluss der Wirklichkeiten hingegeben, in Ahnungslosigkeit, was Leben ist. Die Türen öffnen. Dem Leben. Dem Tod.

Der Morgen am Flughafen. Gedränge in der Abflughalle, hektisches Durcheinander. Welch hässliche Welt wir Menschen kreieren, angstvoll, gierig, wütend, an der Tiefe, an der Schönheit, an der Wahrheit, an uns selbst vorbei. Dunkles Zeitalter des Materialismus, der Funktionalität. Und so spalten, leugnen, funktionieren wir und lecken unsere Wunden nicht. Ritualisierte Herzlosigkeit, ritualisierte Hässlichkeit. Blick in den Spiegel der eigenen Unerlöstheit.

„Please fasten your seatbelts!“

Flacher Atem, tiefe Unbehaglichkeit. Beine und Arme und Blicke und Stimmen und Stimmen und Enge und Kampf. Inmitten dessen und doch anderswo, ganz allein.



Expressway ins Zentrum, gesäumt von riesigen Reklameschildern: „Welcome to Malaysia“, „Welcome to Mc Donald’s“. Von Ferne Sirenengeheul. Wolkenkratzer neben alten Moscheen. Alles wie im Film.

Hotelzimmer im 56. Stock. Gang zum Fenster, Blick hinaus mit verschlafenen Augen. Der Mond

blendet. Reges Treiben unten auf dem Vorplatz, auch hier die Armut, Obdachlose, jung und alt, eingehüllt in bunte Decken, trotz Verkehrslärms von allen Seiten, mitten auf dem Asphalt. Oft sind es zwei Köpfe, die unter einer Decke hervorlugen, hier und dort liegen mehrere Kinder an der Seite der Mutter.

Es ist stiller geworden in meinem Traum, seit sie aus ihm verschwunden sind, Mayuree und Jerome, der Narr und die Tänzerin, meine Landkarten der Welt. Unten an der Rezeption arbeitet Danny, der schwule Danny, der dauernd nur in sein Handy tippt, was er da denn so eifrig tippe, frage ich.

Im Chatroom sei er, lächelt er entschuldigend und springt von seinem Stuhl, mit einem Franzosen, der ihn bald besuchen kommen wolle, und da ich ihm mein Anliegen nahelege, unterbricht er den Chat, um seinen Cousin anzurufen.

„750 Dollar“, sagt er schließlich, „all together, taxi, boat und a guide.“

Ich vergewissere mich noch einmal, dass er mich in den für Touristen gesperrten Teil des Dschungels führt. „Okay“, sage ich dann,

„Okay“, sagt Danny ins Handy.

Der Hunger treibt mich auf die Straße, mitten hinein ins Touristenghetto Kuala Lumpurs, vorbei

an Trauben von Tuk-Tuk-Fahrern, die Smalltalk mit Touristen halten, lauernd auf das große Geschäft, und ins erstbeste Restaurant, das vielversprechend aussieht und Live-Musik verspricht.

Da ich esse, beobachte ich Lin, die Sonne der Nacht, die auf der Bühne steht und mit Inbrunst von der Liebe singt, während wir Touristen uns die Bäuche vollschlagen, die Küsschen wirft und später bei mir sitzt und eine Flasche Rotwein mit mir teilt und mir erzählt, dass sie allein und einsam sei, nach einem Anderswo sich sehne, die von Herzen dabei lacht, auch im Fahrstuhl noch, auch auf meinem Zimmer, und es stimmt, dass sie einsam ist, ganz ausgehungert ist sie, ganz im Gegensatz zu mir mit meinem vollen Magen, ganz elektrisch ist jede Berührung, ganz animalisch ist ihre Lust, ganz schnell entzündet sie das Feuer auch in mir, so dass wir als eine Flamme verbrennen. Als sie eingeschlafen ist, lese ich Ted Hughes:

„Die Bequemlichkeit der hohen Bäume! Der Auftrieb der Luft und der Sonnenstrahl sind für mich von Vorteil; und die Erde liegt auf dem Rücken, damit ich ihr Gesicht begutachten kann. Meine Füße sind auf der rauen Rinde verankert. Es bedurfte der gesamten Schöpfung, meinen Fuß hervorzubringen, meine jede Feder: Jetzt halte ich

die Schöpfung in meinem Fuß. Oder ich fliege hoch empor – und ziehe langsam meine Kreise um das Ganze. Ich töte nach Belieben, denn alles ist mein.

Nichts Ausgeklügeltes in meinem Körper; meine Umgangsform ist das Kopfabreißen. Die Zuteilung des Todes. Denn der einzige Pfad meines Fluges führt direkt durch die Knochen derer, die leben. Es sind nicht Argumente, die mir Recht geben; die Sonne selbst steht hinter mir. Nichts hat sich verändert, seit ich begann. Mein Auge hat keine Veränderung zugelassen. Ich werde die Dinge so beibehalten.“

Ich fühle sich immer weniger als Mensch und immer mehr als Tier. Als Roths singuläres Tier. Kein Stier oder Schwan oder Habicht. Auch keine blinde Eule. Eine eigene Art Tier. Das, was übrigbleibt, wenn die Schlangenhaut abgestreift ist. Dort unten im Dschungel der Großstadt, da gestaltet die Schlangenhaut den Menschen, da enthält der Fuß nicht die Schöpfung, da enthält die Zivilisation den ganzen Menschen. Der zivilisierte Mensch ist auch eine eigene Art Tier. Kein singuläres Tier. Ein künstliches Tier. Ein ausgestopfter Vogel, der an der Wand im Wohnzimmer der Schlange hängt. Von der Schlange gefressen: von der Angst gefressen. Von der künstlich erzeugten Angst im Dunkel des

Darmes der Welt.

Am Morgen erreicht mich eine E-Mail Mayurees. „Fuck your friends!“, schreibt sie, Turkey sei auf Drogen mit irgendeinem Freund, gestern Abend habe er sie angegraben und mit aufs Zimmer nehmen wollen, „Fuck you!“, habe sie nur gesagt, aber er sei so unverschämt gewesen, dass er nicht aufgehört habe, nach ihrem Arsch zu graben, bis ein Bekannter ihr zur Hilfe gekommen sei. Sogar 100 Dollar habe er ihr angeboten! Ein toller Freund sei das, „Fuck him!“ Und eben habe die Bank sie angerufen, das Geld sei angekommen! Thank you, thank you, thank you!

Sie werde gleich morgen nach Hause fahren, den Nachbarn habe sie schon angerufen, er sei bereit, ihr das Grundstück zu verkaufen. Sie werde das Haus wieder aufbauen. Und ein Zimmer für mich einrichten, das schönste Zimmer mit Blick auf die Berge! Wo ich denn überhaupt sei, und ob ich denn krank sei, was denn überhaupt los sei, sie verstehe nichts!

Mein Schüler also, der mich zum Guru machte, er verrät mich nun. Turkey hat einen neuen Guru gefunden und spuckt auf mich. Vielleicht war es nicht nur bei den Nazis so, vielleicht war es auch bei den Hippies so, vielleicht war es schon immer so, vielleicht ist der

Mensch so. Immer dem folgen, der das vielversprechendste Ziel vorgibt, der die Angst am effektivsten in Hoffnung ummünzt und sagt, wo es langgeht. Wenn es sein Drogenkumpel ist, der die vielversprechendsten Versprechungen macht, dann zieht Turkey eben gehorsam an der Opiumpfeife, die ihm vor die Nase gehalten wird, solange, bis er merkt, dass alles Versprochene Teil besagten Märchenlandes ist, woraufhin er wieder das Opfer spielt. Und panisch nach dem nächsten Guru sucht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Mafiosi tatsächlich als Nächste an der Reihe sind, zumal sie nach Macht aussehen, und Macht verspricht Sicherheit. Mafiosi sind nicht dumm, sie haben Turkey nicht grundlos als Kandidaten ausgespickt, sie wissen genau, er ist der Richtige, unbewusst und hörig genug, er würde nicht nur Drogen schmuggeln, er würde auch töten, wenn der Boss befiehlt. Wie der Soldat im Krieg. Wie die Aufseherin im KZ. Wie der Michel im Schlachthof. Von ganz früher her kommt es, als der Mensch noch die Befehle der Götter halluzinierte und noch gar nicht wusste, was er tat.

Er weiß es auch heute noch nicht. Er kennt sich ja gar nicht und begreift auch nichts. Der friedfertige Michel, der lächelnde Thai, der

harmlose Hippie mögen noch so unscheinbar und angepasst wirken, sie tragen ein ganzes Arsenal an ohnmächtiger Aggression in sich, das explodieren will. Und wird, drückt man die richtigen Knöpfe. Mir war es auch immer etwas mulmig zumute mit Turkey, man spürte, sein demütiges Getue konnte jederzeit umschlagen, er konnte jederzeit auf dich springen und dich töten mit fünfzig Messerstichen, bloß weil du einmal lachend Hurensohn zu ihm gesagt hast im Spaß bei fünf Promille, bloß weil du nichts wusstest vom Kodex seines ersten Gurus, seines Vaters. Doch Turkey wird sich, falls er noch lange genug lebt, erinnern an den Teil von sich, den er jetzt bespuckt.

Der Mensch ist ein Übergang oder ein Untergang, sagt Nietzsche. Die Menschheit rottet sich selbst aus, eben weil sie den Übergang verweigert. Wer die Reise genießen will, der muss er auch dieser Tatsache ins Auge sehen, und zwar, ohne zu blinzeln.

Weinen kann er, so viel er will ob des Leids und des Grauens und des bösen Endes, und lachen darf er ob des Wahnsinns der Menschen, ob des absurden Theaters auf allen Bühnen menschlicher Welten – aber er darf nicht blinzeln. Er darf keine Sekunde lang vergessen, dass alles hier nur Traum ist, sonst endet der Rundflug im Sturzflug, und er muss erst wieder die Trümmer einsammeln in

Platos Höhle.

Im besten Falle lernt er, auch das zu genießen als Teil der Reise. Es macht ja nichts, es bleibt ja beim Blinzeln, es überdauert nicht den Augenblick, es entsteht keine Wirklichkeit daraus in Platos Höhle. So wie sich das Bohren einst verselbstständigte, so verselbstständigt sich auch das Fallen. Und wo immer ich jetzt noch zurück ins Dasein falle, da falle ich noch im selben Atemzug wieder aus ihm heraus. Und was aus dem Augenblick herausfällt, das fällt in die Ewigkeit. Fliegen heißt, für die Ewigkeit leben. Als Ewigkeit. Im Daseinskleid.

Mein Schüler verrät mich und nicht Mayuree, die loyal geblieben ist, derweil es ihr zugetraut würde und sogar zustände als Hure. Wer hätte es gedacht. Ein Schmerz, eine Freude. Vielleicht sollte ich sie heiraten. Vielleicht werde ich es tun.



Mit Bäumen und Wäldern hatte ich früher wenig am Hut – genauso wenig wie Zeus, der neben mir geht. Die Natur hat keine Götter, und ihr erwachsen auch keine Götter. Wenn Zeus Donner und Blitz war, dann als göttliche Kraft, nicht als Naturereignis. Wie, wenn ein Mensch es donnern und blitzen lässt,

indem er etwa eine Bombe wirft oder nachts ein Foto schießt. Nur gewaltiger, nur größer.

Zeus weiß nicht, was es ist, das ihn da plötzlich berührt. Es ist wie mit der neuen Art, auf die er zu hören gelernt hat. Er weiß nicht, was es ist. Er weiß nur, dass es ist. Mir geht es genauso. Für Zeus war der Boden da, um Heere darüber marschieren zu lassen und rauschende Feste der sinnlichen Lust darauf zu feiern. Für mich war es genauso. Narziss war da anders. Der hat es immer geliebt, in der Natur zu sein, bei seinen Spaziergängen im Engadin zum Beispiel, immer allein, immer lieber allein, einsamen Weges über Wiesen und durch Wälder, im Hintergrund die weißen Berge. Oder bei den langen Strandwanderungen auf Long Island, barfuß bei Sonnenaufgang. Und auch jetzt, an seinem See, da er häufig nachts schon aufsteht, weil er hoch oben auf dem Vulkan sitzen will, wenn die Sonne aufgeht, müde und glücklich.

Häufig vergisst sich alles Denken, ja das Dasein selbst vergisst sich, und Zeus ist nur noch Sein, zeitlos, formlos, weltenlos. Nur ist es schwer, am Ball zu bleiben. Gedanken schnellen aus dem Fokus empor und rasen in alle Himmelsrichtungen, Erinnerungen tauchen auf, Vorstellungen, häufig Bilder des Vaters, die ihn traurig machen, manchmal die Sehnsucht nach

der Götterwelt, dem Götterleben. Dem Thron, den Triumphen. Den Wesen, die vor ihm niederknieten. Den Sklaven, die ihm dienten. Den Schößen, die sich ihm öffneten. Wo er an die großen Schlachten denkt, ist Zeus überwältigt von Schuldgefühlen. Der Durst nach Macht war nie gestillt. Das Blut wie vieler Menschen hat er wohl getrunken? Es müssen Millionen sein. ICH BIN. Ich bin ein Fluch. Ich bin verflucht. Ich bin ein Gott, ich bin ein Teufel. Ich will es nicht sein. Ich will nie gewesen sein.

Wochen verbringt Zeus allein im ältesten Wald der Welt. Er schläft nicht mehr, er vergibt nur noch. Sich selbst, vor allem sich selbst. Für jede Tat. Für jedes Leben. Und jedem anderen Wesen. Jedem, der auftaucht vor seinem inneren Auge, vergibt er, auch Kronos. Und den Blättern und Zweigen vergibt er, und dem Gezwitscher der Vögel, und dem Gestern, dem Heute, dem Morgen, und der Sonne, dem Mond, dem Blitz und dem Donner und dem Kalt der Nacht. Auf einmal ist alles schwarz. Nicht schwarz wie die Nacht, schwarz wie das schwarze Loch im Kosmos. Leben, aber ohne Leben. Die Nicht-Existenz zur Existenz. Das Nichtsein zum Sein. Aber gewahres Nichtsein. Derweil der Kosmos verschwunden ist.

Zeus weiß sofort: Dies ist der Augenblick, ehe

er geboren ist. Der absolute Tod ist es, die Quelle allen Lebens. Die simple Wahrheit. Die grenzenlose Erleichterung, der absolute Schock: Da ist nichts. Ich bin nie gewesen. Niemand ist je gewesen. Es ist nie etwas geschehen. Was immer geschehen wird, wird nie geschehen sein. Was immer ich werde, werde ich nie gewesen sein.

ICH BIN (NICHTS), ergänzt Zeus am nächsten Morgen in seinem Notizheft. Die Nuklearbombe ist eingeschlagen, die Implosion hat alles ausgelöscht. Der Geist, mein Verstand ist kollabiert. Ich bin aus dem Bewusstsein gefallen. Ich bin so erleichtert. So selig. Ich bin endlich zuhause. Jedes Wesen ist zuhause, es ist nichts Besonderes. Wesen vergessen es nur. Und dann wird es schwer. Jetzt, jetzt ist nichts mehr schwer. Es könnte mir nicht gleichgültiger sein, ob ich lebe oder sterbe, ob ich in Erinnerung bleiben oder vergessen sein werde. Das Nichts stirbt nicht. Das Sein stirbt ins Nichts jeden Augenblick. Und wird dort wiedergeboren als nächster Augenblick. Ewige Urknall – in mir. Die Tiefe des Gewahrseins ist endlos. Die Welt ist eine andere geworden. Das Blau des Himmels ist tiefer, das Grün der Bäume ganz und gar lebendig. Die Vögel sehen wie Engel aus – und auch die Menschen! Alles ist selig. Es ist, als sehe ich zum ersten Mal die wahre Welt. Eine unendlich

schöne, tiefe Welt, die sich ständig neu gebiert und offenbart.

Der Verstand kann nicht fassen, dass dies möglich, was hier geschehen ist, er will verstehen, doch wie könnte er! Es gibt ihn nicht, er ist hier nicht. Nicht einmal die einzelne Seele kann hier sehen. Auch sie ist hier verschwunden. Ich sehe ihren Geist, ihre Welt als Kreis, der sich geschlossen hat und in seinem eignen Mittelpunkt verschwunden ist. Hier ist nichts übrig davon. Auch die Seele hat es nie gegeben. Das ist ja gerade die unendliche Leichtigkeit, die unendliche Seligkeit. Es war alles gut. Es ist alles gut. Es wird immer alles gut sein. Alle Hüllen sind gefallen, alles Wissen ist verschwunden. Sogar das Wissen um mich als Wesen ist verschwunden. Nichtwissen, welche Freiheit, welche Leichtigkeit! Ich bin alles. Und nichts. Was für ein seliger Tod! Ach Herz, so übertoll und gänzlich leer zugleich!

Wir sitzen unterm magischen Baum ums Feuer, der Morgen graut. Maya kommt zu Besuch. Die Runde ist ihr natürlich bestens vertraut. Besonders angetan ist sie nicht. „Ausbrecherbande“, murmelt sie.

„Erfolgreich sogar“, lacht Zeus.

„Zugegebenermaßen. Obwohl ich jede einzelne Schlacht gewonnen habe.“

„Der hyperbewusste Raum muss dir bestens vertraut sein“, lächelt Coetzee.

„Natürlich. Er bildet die undefinierbare Grenze meines Universums. Wer immer den hyperbewussten Raum betritt, der wird Tag und Nacht bewacht. Selbst dann noch, wenn er erfolgreich zurück in die sichere Zone katapultiert wurde.“

„Erfolgreich zurück in die Menschen- und Götterwelten, die du unter deinem Schleier verbirgst?“

„Auch Seelenwelten gehören dazu. Unterwelten. Himmelsreiche. Das Bardo. Mein Universum umschließt alle Arten von Welten und ermöglicht jede Art von Erfahrung.“

„Aber die Welten sind endlich, oder?“

„Natürlich. Mein Universum ist dynamisch. Es verändert sich unaufhörlich. Welten vergehen, neue Welten entstehen. Seelen und Wesen wandern zwischen den Welten. Selbst die Grenzzone, das Hyperbewusste, ist in ständiger Bewegung. Und was dort geschieht, hat Einfluss auf alle meine Welten. Jede Bewegung in jedweder meiner Welten hat Einfluss auf das Ganze, das ich bin.“

„Hast du das wirkliche Universum je gesehen?“

„Welches wirkliche Universum? Schau dich um, Zeus. Dies ist das wirkliche Universum.“

„Ist es nicht. Es gibt ein Universum, das nicht auf Selbsttäuschung gebaut ist. Ich lebe jetzt darin. Die ganze Truppe hier, wir alle leben darin.“

„Du meinst den hyperbewussten Raum? Der ist mein Terrain.“

„Den meine ich auch nicht. Ich meine das Sein und Werden ohne deinen Schleier. Du könntest selbst den Schleier abnehmen, du könntest auch dort leben.“

„Und was geschieht dann mit all den Wesen hier? Wo sollen sie dann hin? Falls es dir noch nicht aufgefallen ist – mein Universum wird immer voller, nicht leerer. Mein kosmischer Baum ist gesund und trägt reichlich Früchte.“

„Da hast du allerdings Recht. Dein Universum expandiert noch.“

„Es vervollkommnet sich immer mehr. Sieh doch, wie leer die Grenzzone ist – und wie voll dagegen die inneren Zonen der Welten.“

„Wer profitiert eigentlich davon, dass Wesen hier halbe Ewigkeiten gefangen bleiben?“

„Ich, wer sonst! Darum expandiere ich ja. Darum wird es hier ja immer voller. Jeder, der hier ist – und mit hier meine ich mein eigentliches Universum, nicht die Grenzzone, nicht das Hyperbewusste – ist Teil meiner Kraft und wirkt als meine Kraft.“

„Einschließlich des Bardos?“

„Einschließlich des Bardos.“

Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter. Die Schlange hat Eva gefressen. Die Schlange frisst Eva. Die Schlange wird Eva für immer fressen. Dies hier ist tatsächlich der dunkle Darm.

„Wie kontrollierst du den hyperbewussten Raum eigentlich?“, will ich wissen.

„Ich kontrolliere den Raum nicht, das ist unmöglich, da er grenzenlos ist. Ich kontrolliere die Wesen, die ihn betreten.“

„Wie?“

„Auf tausend Arten. Durch ihre Mitmenschen zum Beispiel. Die wirken magnetisch als meine Kraft.“

„E-Pluribus unum, das verdammte Wir“, murmelt Roth.

„Leider sind potentielle Ausbrecher meist Einzelgänger, um nicht zu sagen Außenseiter – daher ist die Wirkung meines Magnetismus von außen her in vielen Fällen recht begrenzt. Mein innerer Magnetismus hat dafür umso mehr Kraft. Der sorgt dafür, dass es mit jeder Sekunde im hyperbewussten Raum und mit jeder Bewegung dort unangenehmer, ja unerträglicher wird.“

„Wie funktioniert das?“, will ich wissen.

„Auf tausenderlei Art. Geistig, seelisch, mental, emotional, körperlich. Unbewusste Programmierungen. Alte Konditionierungen, alte

Glaubenssätze. Subtile Identitäten und Identifikationen. Grundsätzlich jedwede Form von unaufgelöster energetischer Verwicklung.”

Ich hake abermals nach. „Wann ist es leicht, wann schwer, einen Ausreißer zurückzuholen?”

„Überaus leicht ist, wo Menschen wieder auf alte Glaubensmuster zurückfallen und damit aus dem hyperbewussten Raum. Zum Beispiel, indem sie stets zur eigenen Schuld zurückfinden, wo immer sie sich hinbewegen. Oder zur eigenen Wertlosigkeit. Oder zur Ohnmacht.

Oder umgekehrt, zum Wahn der eigenen Besonderheit zum Beispiel, oder dem Wahn der Selbstermächtigung. Prinzipiell sind Menschen ihre eigenen Magneten. Schwer ist es, wenn jemand sich jeden dieser energetischen Knoten vornimmt und nicht ablässt, ehe jeder einzelne vollständig aufgelöst ist. Schwer ist es, wenn jemand plötzlich auftauchende körperliche Symptome einfach ignoriert oder – noch schlimmer – einfach neutral als Knoten, die sie sind, betrachtet und dadurch auflöst. Schwer ist es, wenn jemand jedweden plötzlich auftauchenden Gedanken zu sezieren und damit die emotionale Kettenreaktion zu unterbinden weiß. Schwer ist es, wenn jemand keine Identität mehr zu verteidigen hat und keine Identifikationen mehr braucht und das

Persönliche als unpersönlich entlarvt.

Schwer ist es aber vor allem, wenn plötzlich äußere Hilfe auftaucht. Wenn das geschieht, wenn der potentielle Ausbrecher merkt, dass er nicht allein ist in dem Raum, dass er Hilfe hat von anderen, die ihrerseits erfolgreich ausgebrochen sind, und wenn dadurch eine Gewissheit wächst, dass es tatsächlich möglich ist, auszubrechen, sogar für ihn –

dann ist es meist schon zu spät.”

“Und ist es für dich ein Gefühl der Niederlage, wenn das geschieht?”

“Nein”, lacht Maya, “warum sollte es? Und wie könnte es? Bin ich etwa Gefängnisdirektorin? Ich bin eine Kraft ohne Identität. Mein Universum ist kein Gefängnis. Jeder ist freiwillig hier. Auch wenn es kaum jemand weiß.”

Und da sie weiterlacht, steht die Göttin wieder als junge Blume da mit großen schwarzen Mandelaugen und langem schwarzem Haar, “Ich wusste es doch, Du warst es, dich hab ich gevögelt in der Nacht!”, ruft Roth begeistert, derweil der Geist sich schon in Luft auflöst, als Blütenduft im Nichts verschwindet.

Als ich am Morgen aufwache und aufstehen will, beißt mir eine Schlange ins Bein. Ich schreie auf und springe zurück, die Schlange taucht ins Gras ab und verschwindet

im Gebüsch. Ich blute, der Schmerz ist höllisch. Ich weiß nicht, wo ich bin, wie weit es zu den nächsten Menschen ist. Das war es wohl, denke ich und setze mich auf einen Felsvorsprung. Ich erwarte, dass die Gedanken rasen und irgendein inneres Aufbäumen und emotionales Durcheinander inszenieren.

Aber nichts. Ich höre bloß die Vögel singen. Im Hintergrund rauscht ein Fluss. Ich stecke mir eine Zigarette an, nehme genüsslich einen Zug. Kein schlechter Tod. Auch nicht unerwartet. Ich bin froh, dass ich sitzen und rauchen kann. Und klar bin im Kopf. Und allein. Allein im ältesten Wald der Welt.

Einige Stunden später ist das Bein komplett rot angelaufen, bis zum Platzen angeschwollen und völlig taub, so dass an Sitzen nicht mehr zu denken ist. Liegen geht noch. Und Kriechen. Wenn ich hochkäme, könnte ich wahrscheinlich auch hüpfen. Ich komme aber nicht mehr hoch, weil langsam alle Gliedmaßen ertauben. Ich schwitze wie verrückt, aber spüre die Tropfen nirgendwo auf der Haut, nicht einmal im Gesicht. Muskelkrämpfe am ganzen Körper kommen und gehen. Hinzu kommt der stechende Schmerz im Bein. Ich sehe den Himmel nur noch verschwommen. Gedanken habe ich immer noch keine dazu. Nicht einmal Bilder. Erinnerungen

zum Beispiel, ich dachte, das Leben rausche noch einmal an einem vorbei, wenn es soweit ist. Aber nichts.

Dann sind auch die Lider gelähmt. Ich wache aber sowieso immer nur noch ganz kurz auf und pendle ansonsten zwischen Bewusstlosigkeit und Tiefschlaf hin und her. Der Zeuge bleibt klar dabei, so klar sogar, dass er den feinen Übergang stets bemerkt.

Es ist subtilste Art von Geburt. Der leiseste Teil des Sterbens. Tiefschlaf ist ja schon herrlich, aber Bewusstlosigkeit ist noch viel herrlicher. Absolut frei, losgelöst selbst vom letzten Zipfel, an dem du im Tiefschlaf noch hängst. Eine Ewigkeit lang schwinde ich sanft hin und her, wie das Pendel einer alten Standuhr. Nur nicht in der Zeit, sondern aus der Zeit in mir – und wieder hinein.

Irgendwann schlägt das Pendel deutlich Richtung Bewusstlosigkeit, was ich daran bemerke, dass sie sich zunehmend vertieft und ich Räume außerhalb der Zeit wahrzunehmen beginne, einen Tunnel zunächst, durch den hindurch ich mich auf ein strahlendes Licht zubewege.

Als sich die Bewusstlosigkeit noch weiter vertieft, stehe ich im Bardo. Ich weiß es sofort, weil ich als Wachheit zum singulären Tier dort

stehe. Ich weiß es, ohne zu wissen. Und meine Wachheit öffnet den Raum, und ich sehe als ewiges Auge das ewige Spiel, das Mayaversum sehe ich und in ihm das Kali Yuga und andere endliche Zyklen, teils höllenähnlich, teils himmelsgleich.

Und dann sehe ich die endlose Opferkette, die das Ganze umfasst, und ich sehe, wie das Geistig-Seelische durch diese Kette der Liebe hindurch das Sinnliche schöpft, und dass es alles freiwillig geschieht, aus Abenteuerlust, aus grenzenloser Freude, als unendliches Spiel. Und ich sehe, wie dieser ganze, ewige Fluss aus einer einzigen ewigen Quelle fließt, aus Gott, wenn du so willst: der Liebe. Und ich tauche in diese Liebe ein, und je tiefer ich tauche, desto weniger bin ich. Bis ich gar nicht mehr bin. Bis alles Seiende aufgelöst, bis das Bewusstsein selbst verschwunden ist.

Tiefblau ist es hier, nicht schwarz. Und was ich letzte Nacht noch als Implosion, als Schock erfahren habe, dass ich nämlich nie gewesen bin, dass nie etwas geschehen ist, das ist hier Selbstverständlichkeit und keine große Sache. Es ist, wie morgens in deinem Bett aufzuwachen, in dem du schon immer geschlafen hast. Wundersam ist jetzt das Seiende. Dass es möglich ist, dass all das möglich ist, dass Bewusstsein erwachen und dann ein unendliches Spiel der Wesen und Welten erschaffen kann, das ist das Wunder.

Schließlich – nach Stunden, Tagen, Wochen, ich weiß es nicht – schließen sich die Räume außerhalb der Zeit wieder, die Bewusstlosigkeit flacht ab, bis der Tiefschlaf wieder überwiegt, und der Tiefschlaf seinerseits wird auch wieder flacher, so dass kurze Traumphasen entstehen, Bilderfetzen bloß ohne Kontext, ohne ein Ich, dass einen Kontext suchen würde. Dann wache ich hier und da auch wieder auf zu einem völlig aus der Bahn geworfenen Körper und starken Schmerzen am ganzen Körper, die hier in Juckreiz und dort in Taubheit übergehen. Nur langsam macht die Wahrnehmung überhaupt wieder Sinn, setzt sich der Verstand wieder zusammen, sammelt sich wieder ein Auge im Zentrum, erwacht der Träumer im Zeitenraum.



Ich fliege über Bangkok gleich weiter in den Norden des Landes und fahre per Mietwagen die knapp drei Stunden Richtung Berge, bis ich zum Grundstück gelange. Zu meiner Überraschung ist niemand da, es steht auch kein Rohbau, es steht überhaupt nichts. Ich gehe zum Nachbarn. Er spricht kein Englisch. "Mayuree", sage ich.

"Oh", ruft er und winkt, dass ich mitkommen soll.

Er führt mich zu einer Baracke 500 Meter weiter und ruft etwas hinein. Ein junger Mann kommt heraus, Mayurees Bruder, das sieht man gleich. Er läuft wieder rein, kommt mit einem Handy zurück. Sekunden später sehe ich Mayuree live vor mir auf dem Bildschirm. "I am here", sage ich.

"At my home?"

"Yes!"

Sie erklärt mir ziemlich umständlich, dass sich die Pläne geändert hätten, die Tante hätte ziemliche Geldprobleme, es drohe, dass sie ihr Haus verliere, und der Onkel sei krank, und der Bruder habe kein Haus bauen, sondern ein Auto haben wollen, und sie habe sich einen Motorroller gekauft, es sei jetzt viel leichter, in Bangkok von A nach B zu kommen, sie sei viel flexibler.

Was sie denn arbeite, frage ich. Als Köchin?

Nein, sagt sie, das Geld, das sie da verdiene, reiche nicht.

"Okay", sage ich, "talk to you later, I have to go!"

"Später kam natürlich nie."

Ich lache. "Hast du wirklich ein Zimmer mit Aussicht dort für dich erwartet?"

"Warum nicht? Ich gebe die Menschen nicht

so leicht auf, ich bin nicht wie du."

"Letztlich aber schon."

"Letztlich, ja, letztlich."

"Letztlich bist du dann doch ich."

"Trotzdem, ich verstehe euch nicht, dich und deinen weißen Papageien. Dass ihr nur dasitzt den ganzen Tag."

"Wir sind ganz zufrieden."

"Ja, schon, aber das ist es ja, was ich nicht verstehe, dass ihr damit zufrieden seid, dass ihr nichts erleben wollt..."

"Tun wir doch. Durch dich."

"Aber selber erleben..."

"Ja, tun wir, durch dich. Aber das Wunder schauen wir auch hier, es braucht keine Pauken und Trompeten, es ist doch in allem, auch im Kleinsten..."

"Beneidest du mich nicht um meine Zeit mit Shelley, mit Sarah, mit Mayuree? Um die Reisen in ferne Städte, an ferne Ufer, durch alte Dschungel? Um das Spiel im hyperbewussten Raum, um die Plaudereien mit den ewigen Gesichtern unserer Freunde?"

Ich lache abermals. "Wie könnte ich dich beneiden, du bist doch ich! Ist Zeus seine Lust am Tänzlein auf dem Wasser wohl doch nicht vergangen, ist er wohl doch nicht als Stein versunken?"

"Doch! Aber das Tänzlein ist trotzdem ewig!"

"Klar ist es das. Aber trotzdem werden wir einstweilen hierbleiben, ob du willst oder nicht."

"Was soll ich denn hier?"

"Keine Ahnung. Reife heucheln, weise Sprüche auswendig lernen? Du bist ja auch nicht mehr der Jüngste!"

"Ich bin zeitlos, genau wie du."

"Schwieriger wird's trotzdem, zu verführen. Mittlerweile musst du schon tief in die Trickkiste greifen!"

"Das stimmt", lacht Goldmund, "Shelley habe ich erzählt, Margarete Neumann sei meine Großtante!"

„Zeus als Kuckuck unter Heras Gewand...“

„Die Beine haben mich fertig gemacht.“

„Viel schlimmer fand ich, als du Maria damals unter Tränen erzählt hast, Mama sei bei einem Autounfall umgekommen, nur, weil du ihr unbedingt an die Wäsche wolltest. Das war schon weit über alle Grenzen hinausgeschossen.

„Das erzähle ich nur noch, überall.“

„Du bist Zeus durch und durch!“

„Houdini bin ich.“

„Houdini inszeniert kein Unwetter, um in irgendeinen Schoß zu gelangen. Marias Vater tötet mich noch heute mit Blicken, wenn er mich sieht.“

„Das war es wert, gib es zu!“

„Es war ein herrlicher Rückfall.“

„Und der mit Sarah, der etwa nicht?“

„Doch, der auch. Die ganzen Monate in Thailand. Ich will sie nicht missen. Nur sind mittlerweile alle Kreditkarten gesperrt. Ich bin komplett pleite.“

„Tut mir leid.“

„Muss es nicht. Es wollte so gelebt sein. Alles ist gut. Ich werde Mama um etwas Geld bitten.“

„Wie gehts denn Mama?“

„Gut geht's ihr. Sie kommt mich bald besuchen.“

„Da will ich hier sein!“

„Lass mal lieber. Du weißt doch, sie ist auf Heras Seite.“

„Ich doch auch! Erzähl ihr die Geschichte mit Mayuree!“

„Mach dich nicht lächerlich. Das war keine Buße, du hast es doch genossen. Buße genießt man nicht.“

„Wo steht das geschrieben?“

„Im Buch der Reumütigen. Du bereust aber nichts. Gib es doch zu, lass doch das Theater.“

„Du kennst mich gut.“

„Wäre ja auch schlimm, wenn nicht. Dann kröchest du immer noch unter meinem Gewand herum, statt hier vor mir zu stehen. Dann hätte

ich hier tausend Familien zum Feind. Und nie meine Ruhe, nicht eine Sekunde."

„Heiraten wir Sarah, dann sind wir beide zufrieden!“

„Der Schein täuscht. Du machst dir was vor. Natur ist Natur. Hast du's immer noch nicht begriffen?“

„Reift man wirklich überhaupt nicht?“

„Nein.“

„Aber mich als deine Natur gibt's auch nicht ohne Grund. Fürs magische Theater braucht es uns beide. Es ist doch witzlos, als Maler so gar nichts übrig zu haben für Farben und Formen. Ich bin ja dankbar, mir den hyperbewussten Raum eröffnet und mich in die geistige Welt mitgenommen hast. Natürlich hat es mich bereichert, in Kreisen zu sehen, die Zwiebel zu schälen, das ewige Auge zu öffnen als Wachheit zum singulären Tier. Aber wie herrlich es ist, Maya zu vögeln! Sie zu lieben! Mit ihr zu spielen! Welches Geschenk die Täuschung ist! Was für ein Segen jeder Fluch! Griesgram!“

„Lüstling!“

"Lass uns was kochen. Darf ich Maria zum Essen einladen?"

"Nein."

Weitere Bücher im Verlierer Verlag

VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK:

Affe in Großformat

Der goldene Schuss

Wir sind halt Idioten

Schreiben für niemanden

VIA NEGATIVA SERIE PHILOSOPHIE:

Duett

Fickt euch alle

Yoga, Gicht und Hämorrhoiden

Negative Philosophie

Antiguru